

echo der arbeit 16/17

3 W 2503 D · DEZEMBER 1961 · NUR FÜR BETRIEBSANGEHÖRIGE

thyssenkrupp Corporate Archives



In diesen Tagen spannt sich weit
Ein Meer von Licht
Vom Himmel bis zur Erden,
Denn Gott als Mensch
Ist neuer Anfang, neues Werden.

Es wurde allen offenbar
Durch dieses Kind
In einem schlichten Stalle.
Hier beugt sich Gott – – –
Wir knien nieder betend alle.

So nehmen wie die Hirten wir
Das Wunder auf,
Um Leben zu gestalten.
Die Liebe nur
Soll bei dem Kinde Wache halten.

A. Hickmann, Sozialbetriebe

thyssenkrupp Corporate Archives

echo der arbeit

Aus dem Inhalt dieses Heftes:

FRIEDE AUF ERDEN?
FRIEDE IN UNS SELBST!

*

DAS ERMORDETE FEST

*

WOHLSTAND –
UND WAS KOMMT DANN?

*

TROTZ ALLEM:
MAN WAR OPTIMISTISCH

*

WIRTSCHAFTLICHKEIT
MUSS ERHALTEN BLEIBEN

*

SIND WIR ALLE EGOISTEN?

*

EINE GESCHWEISSTE
RHEINBRÜCKE

*

EINMOTORIG ÜBER DEM REVIER

*

VON DER QUELLE BIS ZUR
MÜNDUNG – DIE EMSCHER,
EIN FLEISSIGER ARBEITER

*

FREI SEIN WIE DIE VÄTER . . .?

*

UNTER DIE LUPE GENOMMEN:
DER MENSCH IN DER MASSE

*

DAS KLEINE SCHNEEMÄDCHEN

*

ARMER WEIHNACHTSMANN –
DIE HEITERE SEITE

*

HERAUSGEBER: HÜTTENWERK OBERHAUSEN AG,
OBERHAUSEN (RHLD.), ESSENER STR. 66

VERANTWORTLICH:
DIREKTOR KARL STROHMENGER

REDAKTION:
KARL-HEINZ SAUERLAND
und KARL-HEINZ MARPE

TELEFON: 2 46 81, NEBENSTELLE 44 47,
WERKSRUF 44 47 und 23 47 (REDAKTION)

DRUCK: VVA-DRUCK, VEREINIGTE
VERLAGSANSTALTEN, OBERHAUSEN (RHLD.)
KLISCHEES: VIGNOLD, ESSEN

JAHRGANG 12 24. DEZEMBER 1961

Zu unserem Titelbild (Vorder- und Rückseite): Der Essener Künstler Bernt Rösel schildert uns hier den Abstich des neuen 200-t-Ofens im Siemens-Martin-Werk II. Im Schein des fließenden Stahls, wo die Hitze am stärksten, das Licht am grellsten ist, werden die Menschen zu gespenstigen Silhouetten. Die Verwandlung von Erz, Eisen und Schrott zu Stahl vollzieht sich nach chemischen Gesetzen. Das Gelingen aber hängt vom Können der Menschen ab.

thyssenkrupp Corporate Archives

Mit Sabine im Weihnachtsmärchen

Während ich noch an der Garderobe stehe, ist Sabine bereits weitergegangen. Sie sieht in den Theaterraum hinein, auf den Vorhang und auf die vielen Kinder. Sie genießt diesen Augenblick, der nur einmal im Jahr wiederkommt: In ein wirkliches Theater zu gehen wie die Großen und ein Weihnachtsmärchen zu sehen. Sie hat unsere Reihe längst gefunden, und mit den Karten in der Hand sucht sie unsere Plätze. Sie verschwindet im Polster, ein Knirps. Aus allen Polstern sehen winzige Köpfe hervor.

„Das ist ein hübsches Theater, ich kannte es gar nicht." Sie gibt sich Mühe, höflich Konversation zu machen. Da läßt sich Aufregung gut verbergen. Doch ihr Gesicht glüht, und ihre Augen wandern unaufhörlich durch den großen Raum. — „Wie spät ist es jetzt? Noch fünf Minuten?"

Fünf Minuten sind unendlich lang, wenn man voller Erwartung ist. „Laß mich das Programm festhalten", sagt sie und zählt, wieviel Leute in dem Stück vorkommen. Neunzehn, zwanzig Namen zählt sie. Dann nach einer Weile: „Noch zwei Minuten." Sie atmet schwer. „Jetzt stellen sie sich auf der Bühne auf. Licht ist schon, das kann man unten durch den Vorhang sehen."

Endlich wird es dunkel. Das Orchester setzt ein. Der Vorhang geht auf. Ein Saal in einem Schloß ist zu sehen, ein König, ein Hofmarschall, ein freches Kammerkätzchen, ein Koch mit hoher Mütze und dann endlich die Prinzessin. — Auch Sabine rührt sich nicht. Sie sieht und lauscht. Dann: „Nimm du das Programm." Es wird zum erstenmal gelacht. Die Spannung löst sich. Die Kinder fangen an zu naschen. Es riecht nach Pfefferminzbonbons, Rosinen und Schokolade.

Das erste Bild ist zu Ende. Sabine: „Wie lange hat es gedauert? Über zwanzig Minuten. Jetzt sehen wir noch fünf Bilder, dazwischen liegt die Pause. Wir bleiben also noch furchtbar lange hier. Laß mich das Programm wieder halten." Das Orchester spielt Kinderlieder. Die Kinder fangen an, mitzusingen. Auch Sabine singt, ganz leise nur, sie hat noch zuviel Aufregung in der Kehle.

Nach dem zweiten Bild: „Die haben uns schön angeführt mit dem Riesen. Ich habe auch gedacht, das ist einer, und dabei war das bloß ein Schneiderlein. Was sollten die weißen Schleiermädchen im Wald bedeuten? Schneeflocken? Die sahen wie Gespenster aus. Das mach' ich mal zu Hause, dann bekommen alle Angst."

Während der Pause wandelten wir durch die Theaterhalle. „Ach, wie niedlich", sagt sie plötzlich und sieht hingerissen auf ein großes Mädchen. Es ist fast erwachsen und hat ein Kleid aus hellem Stoff an, der glitzert wie Gold. Sabine muß immer wieder hinschauen. Sie sagt nichts und zerrt mich mit. Wir bleiben lange in der Nähe dieses aufregenden Mädchens. „Sie ist fast so schön wie das Prinzeßchen", sagt Sabine. „Komm, wir gehen wieder rein, sonst fangen sie ohne uns an."

Es geht wieder los. Die Musik spielt schon, noch ist es dunkel. „Sieh mal den Schatten an der Wand. Das sind die Arme des Dirigenten. Da rechts auch. Ob der Vorhang aus Samt ist?" Endlich kommen kleine Tänzerinnen, von den Kindern laut begrüßt. „Die in der Mitte ist eine Holländerin", sagt Sabine. „Was für eine komische Flasche hat die da in der Hand? Ach so, Wein. Vatis Weinflaschen sehen aber ganz anders aus." Nun tanzen Puppen und bekannte Märchenfiguren. Die „in Rosa" findet Sabine am süßesten, und Max und Moritz hat sie gleich wiedererkannt.

Im nächsten Bild erscheint ein Mann, der sich verspricht. „Der hat bestimmt gerade geträumt. Ich verspreche mich auch immer, wenn ich träume. Ist aber nicht schlimm." Um die Sonne herum tanzen Kinder als Sonnenstrahlen. „Siehst du, dem Mädchen da ist der Schmuck vom Kopf gerutscht, direkt ins Gesicht. Und da ist eine, die war vorhin Chinesenmädchen. Bestimmt!" Und ihr Kommentar zur funkelnden, glitzernden Sonne und ihrem Hofstaat lautet: „Einfach süß!" — Inzwischen sind die Kekse aufgegessen, und Sabine gibt mir die leere Schachtel. Die anderen Kinder aber kauen und lutschen weiter, manche die vollen zwei Stunden lang.

Zum Schluß erscheint das Prinzeßchen wieder. Es wird erlöst von einem bildhübschen Prinzen, der Hofstaat tritt auf, die kleinen Mädchen tanzen. Es ist ein farbenprächtiges Bild mit viel Weiß und Blau und Gold. Die Kinder klatschen und schreien. Die Mütter lächeln sich verständnisinnig zu. Alle sind zufrieden. —

Am Abend sagt Sabine: „Es war wirklich spannend! Und geklatscht habe ich. Meine Hände tun noch weh. Ich glaube, ich kann nicht allein Abendbrot essen. Du mußt mich füttern, so doll habe ich geklatscht!" S.

thyssenkrupp Corporate Archives

Ein schönes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr!



Wir stehen vor dem Weihnachtsfest, und in wenigen Tagen geht das Jahr 1961 zu Ende. In unserer schnellebigen Zeit sollten wir den Jahreswechsel zum Anlaß nehmen, um auf das Erreichte zurückzublicken und das Kommende zu bedenken.

Das Jahr, das nun ausklingt, hat uns durch den während der letzten Monate spürbar gewordenen Geschäftsrückgang auf dem Stahlmarkt und die wieder deutlicher hervortretenden Absatzschwierigkeiten im Steinkohlenbergbau vor neue gemeinsame Aufgaben gestellt. Durch frühzeitige Sparmaßnahmen hoffen wir, daß trotz Verschlechterung der Ertragslage die Wirtschaftskraft unseres Unternehmens erhalten bleibt und weiter gestärkt wird. Es liegt im Interesse jedes einzelnen, an seinem Arbeitsplatz das Seine zu tun, damit dieses Ziel erreicht wird.

Die Anforderungen, die das kommende Jahr an uns alle stellen wird, werden nicht geringer sein als die Aufgaben, die wir in den vergangenen Jahren zu bewältigen hatten. Es gilt, auch weiterhin alle Kräfte einzusetzen, um in naher und ferner Zukunft einen harten Wettbewerb bestehen zu können. Auch im neuen Jahr wollen wir alle unsere Anstrengungen darauf richten, alle auf uns zukommenden Probleme gemeinsam zu meistern. Wir hoffen zuversichtlich, daß sich die Geschäftslage bessern wird und unsere Bemühungen um weitere Kostensenkungen von Erfolg sein werden. Wir sollten also nicht beunruhigt und in Sorge das Weihnachtsfest begehen.

Keinen aufrichtigeren Wunsch können wir aussprechen als den, der in der Weihnachtsbotschaft seinen Ausdruck findet: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Allen, die uns verbunden sind, gilt dieser Gruß. Mit unserem Dank an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verbinden wir unsere guten Wünsche zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr.

Der Vorstand

Der Betriebsrat

thyssenkrupp Corporate Archives

Friede auf Erden? Friede in uns selbst!



Das harte, brutale Klopfen, mit dem im letzten Sommer Kriegsgott Mars aufs neue Einlaß in das Weltgeschehen begehrte, hallt uns heute noch in den Ohren. Die Säbel rasselten auf beiden Seiten, und hier wie dort wurde von der Bereitschaft gesprochen, massenmordende Raketen auf ihre Bahn zu schicken. Törichte Panik, Entsetzenspsychose, Aufbauschung, eiskalter Nervenkrieg — gewiß, es gibt viele Formeln, mit denen sich glaubhaft machen läßt, daß alles ja „gar nicht so schlimm" war. Doch niemand kann leugnen, daß wir seit 1945 der fürchterlichsten Katastrophe nie so nahe waren wie in den August- und Septembertagen des Jahres 1961.

„Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln", hat vor eineinhalb Jahrhunderten der Preuße Clausewitz philosophiert. Heute möchte man eher sagen, daß Krieg das Versagen aller politischen Weisheiten bedeutet, gewissermaßen die Bankrotterklärung jeglicher Politik ist. Wenn wir also wissen, daß ein neuerlicher Krieg zu der schrecklichsten Menschheitskatastrophe werden muß, weil beispielsweise eine einzige H-Bombe von „nur" fünf Megatonnen Sprengkraft in einem Umkreis von drei Kilometern ein Überleben so gut wie unmöglich macht und selbst noch bis zu einem Umkreis von fünfzehn Kilometern vom Zentrum der Explosion 30 Prozent der Menschen getötet werden, dann erscheint es geradezu makaber, daß verantwortungsbewußte Politiker das Wort „Krieg" überhaupt im Munde zu führen vermögen, geschweige damit drohen.

Wie oft war in den letzten Monaten in Presse und Rundfunk — in Berichten, Leitartikeln und Kommentaren — doch die Rede vom Krieg. Man hatte sich fast schon daran gewöhnt, darüber hinwegzulesen; bei manchen Menschen möchte man gar den Eindruck haben, als dächten sie dabei an eine frisch-fröhliche Keilerei und nicht an jene die Menschheit ins Verderben stürzende Apokalypse, die vor mehr als sechzehn Jahren in Hiroshima ihren Anfang nahm.

Nun, das sind alles andere als weihnachtliche Gedanken. Aber die politische Realität und der Ernst, der unsere Situation während der Ereignisse in Berlin umgab, sind durch traulichen Kerzenschein und duftendes Weihnachtsgebäck nicht zu übertünchen. Stärker als das Geläut der Weihnachtsglocken werden diesmal die Detonationen von Nowaja Semlja in vielen Menschen nachwirken. Und doch ist Weihnachten uns mehr denn je ein tröstlicher Gedanke. Wie der Krieg die jahrtausendalte Geißel der Menschheit ist, so ist der in der Weihnachtsbotschaft verheißene Friede die verzweifelte Sehnsucht der Völker, der Menschen sowohl im westlichen als sicherlich auch im östlichen Lager unserer Welt.

Die Verheißung „Friede auf Erden" kündigte vor nahezu zweitausend Jahren die Geburt Jesu Christi an; Friede war seine Botschaft; den von ihm empfangenen Frieden weiterzutragen, sein großer Auftrag an die Jünger; „Friede" war das erste Wort selbst des Auferstandenen, der durch die Schrecken des Todes gegangen war. — — Warum aber, so lautet die Frage vieler Erdenbürger, hat die Menschheit diesen Frieden bis heute noch nicht erlangt? Warum schweben die Menschen in ständiger Angst vor neuen kriegerischen Auseinandersetzungen? Und warum wird immer wieder das Gespenst des Krieges heraufbeschworen, sogar auf die Gefahr hin, daß dies der Untergang der gesamten Menschheit sein könnte?

Darauf gibt es verschiedene Antworten, und zwar aus theologischer wie auch aus allgemein-ethischer Sicht heraus. Alle diese Antworten münden jedoch in einen Kernpunkt: Weil die Menschen es bis heute noch nicht gelernt haben, den Gedanken des Friedens zu denken; noch weiter sind sie davon entfernt, danach zu leben. Wie kann Friede zwischen den Völkern sein, wenn nicht Friede in uns selbst ist, in unserem Haus, in unserer Familie, in unserer unmittelbaren Umgebung also. Schließlich ist der Friede eine Sache, die nicht nur die Politiker angeht; Friede ist vielmehr ein ethisches Postulat, auf das wir alle ein Recht haben, das wir uns aber auch verdienen müssen. Denn der Friede auf Erden kann nur in uns selbst wachsen. Er fängt dort an, wo ein einzelner mit sich, mit seinen Mitmenschen und seiner kleinen Umwelt Frieden schließt. Wenn es nur möglich wäre, wenigstens einen Teil der friedvollen Atmosphäre, die sich zur Weihnacht um uns ausbreitet, in den Alltag hinüberzuretten. Damit wäre schon viel erreicht.

„Friede auf Erden", allzuleicht vergißt man über dem Versprechen, das der erste Teil dieses Wortes enthält, die Forderung des zweiten, in dem der Friede nur denen versprochen wird, „die guten Willens sind". Aber haben wir wirklich diesen „guten Willen"? Letztlich wird dieser gute Wille gemessen an dem Recht, das wir dem anderen zuzuerkennen bereit sind. Wollen wir nicht vielmehr den Frieden immer nur für uns selber haben, für unsere eigenen Interessen, für unseren eigenen Vorteil? Das kann der echte Friede nicht sein, der an Überlegungen hängt, die letzten Endes nichts anderes als egoistisch sind. Soweit sind wir also von dem „... und Frieden auf Erden" entfernt, weil wir uns in uns selbst nicht auf den Frieden zu besinnen vermögen. Wie sagt doch der Dichter Christian Grabbe in seinem Drama „Heinrich VI":

Frieden!
Was nützt es, und was machen wir mit ihm,
Wenn wir nicht seiner wert sind?

S.

Das ermordete Fest

Der 1954 verstorbene Präsident des Deutschen Bundestages, der oldenburgische Oberkirchenrat Dr. Hermann Ehlers, hat sich vor Jahren einmal recht kritisch geäußert zu dem Aufwand an Lärm und äußerem Glanz, wodurch Weihnachten, das innigste aller Feste, seiner Innerlichkeit mehr und mehr beraubt worden ist. Die Worte, mit denen Dr. Ehlers sich gegen den Festrummel des letzten Weihnachtsfestes wandte, das er erlebte, sind heute noch genauso aktuell wie damals. Das Reservat der Stille, das Weihnachten darstellen sollte, ist vom Lärm der Zeit aufgebrochen worden. Die Einkehr ist schon getötet, bevor der einzelne in der Hast der Tage ein persönliches Verhältnis zu Weihnachten gefunden hat, zu jenem Fest, das freudige innere Einkehr sein sollte.

In einem Lexikon lese ich: „Advent, Zeit der Vorbereitung, Anfang des Kirchenjahres, hat den Charakter ernster Buße, doch auch freudiger Erwartung." Ja, das haben wir alle gelernt. Aber nun sehen wir uns diese Zeit vom ersten Sonntag des Kirchenjahres bis zum 24. Dezember einmal an. Zuerst kommen die Weihnachtsbäume auf den Markt, sie stehen auf den Balkons und warten darauf, daß sie zum Heiligabend geschmückt werden. Aber jeder tüchtige Geschäftsmann besorgt sich auch einen, schmückt ihn möglichst bunt, stattet ihn mit elektrischen Pseudokerzen aus und stellt ihn in seinen Laden oder in sein Schaufenster. Warum? Nicht um die Botschaft der Christnacht zu verkünden, sondern seinen Umsatz zu erhöhen. Das ist ein durchaus legitimes Anliegen. Aber muß man dazu den ganzen Glanz, den der Heilige Abend den Alten und Jungen bringen soll, vorwegnehmen? —

Doch die Technik bietet noch andere Möglichkeiten. Schallplatten und Lautsprecher müssen heran. Die Weihnachtslieder, jedenfalls die, die landläufig als solche bekannt sind, von der „Stillen Nacht" bis „O Tannenbaum", müssen herhalten, um die weihnachtliche Stimmung zu verstärken. Schallplatten und Rundfunkapparate, Spielwaren und Hüte, Kaffeegeschirre und Krawatten verkaufen sich besser, wenn sie unter weihnachtlichen Klängen dargeboten werden. Die Städte und Gemeinden lassen sich auch nicht lumpen und stellen große Weihnachtsbäume auf öffentlichen Plätzen auf. Und nun beginnt erst der ganze Rummel um das angeblich stillste und schönste Fest des Jahres. Kein Verein, der es sich nicht zur Ehre anrechnet, irgendein Weihnachtsvergnügen zu veranstalten! Entweder man ißt und trinkt zusammen, denn es gibt ja eine Vereinskasse, oder man tanzt um den brennenden Weihnachtsbaum. Und damit man strahlende Kinderaugen und ein beruhigtes Gewissen auch nicht vermißt, verbindet man das mit einer Kinderbescherung, von der — damit es auch hinreichend bekannt wird — die Presse dann ein Bild veröffentlicht.

Ist das alles zu bitter gezeichnet? — Nein, es ist nur ein Teil der nackten Wahrheit. Hier wird ein Fest mit weihnachtlich illuminierten Straßen, mit kupfernen, silbernen und goldenen Sonntagen, mit besonders günstigen Weihnachtsangeboten, mit verkleideten Weihnachtsmännern regelrecht mit Vorsatz und Überlegung getötet.

Im Zeitalter Hitlers hat man dann noch einen letzten Trumpf auf diesen ganzen Betrieb gesetzt und die Feier der „deutschen Volksweihnacht" daraus gemacht. Dichter und Komponisten — wo hätten sie je versagt! — mußten sich ans Werk machen und die neuen Volksweihnachtsgesänge konstruieren. Es ist ja noch nicht so lange her, als an zahllosen Stellen befehlsgemäß „Christ, der Retter, ist da" nicht mehr ertönen durfte und dafür die „Hohe Nacht der klaren Sterne" besungen wurde. Kritisieren wir heute nicht zu billig die Leute, die diese letzte Umwandlung des Christfestes zu einer völkischen Feier damals versucht haben.

Goebbels hat sicher etwas davon gewußt, wie die sogenannte Christenheit dieses Fest sich selber ausgehöhlt hatte und wie gering die Widerstandskraft gegen eine Beseitigung der letzten Substanz war. Damals haben sich die Menschen das Lied von der „Stillen Nacht" und „O du fröhliche" nicht nehmen lassen. Aber haben sie's wirklich getan, weil sie noch wußten, was um die Botschaft der Weihnacht war, oder nur deshalb, weil sie die vielen trauten und stimmungsvollen Erinnerungen nicht missen wollten, die mit all diesen Liedern verbunden waren. Man sehe sich doch einmal an, was so als Weihnachtspotpourri von den klavierspielenden Kindern gelernt wird, und überlege sich, was sich in dieser süßlichen Zusammenstellung eigentlich niederschlägt! Das Wissen um das, was auf den Feldern von Bethlehem und im

Archiv Corporate Kupp Classic

Wohlstand – und was kommt danach?

Etwa um den Zeitpunkt der letzten Bundestagswahl brachte „Magnum", eine kritische Zeitschrift, die der Orientierung in unserer Zeit dienen will, ein höchst interessantes Sonderheft heraus. Unter dem Titel „Bilanz der Bundesrepublik" nahmen hierin bekannte Autoren wie u. a. Ernst Friedländer, Paul Sethe, P. W. Wenger, Rudolf Augstein, Helmut Thielicke, Walter Dirks und Josef Müller-Marein Stellung zu dem „Woher" und „Wohin" unseres Staates. So stellte in diesem Zusammenhang beispielsweise der Schriftsteller Friedrich Sieburg die Frage, was denn überhaupt dieses Deutschland sei, das jede Gabe und Autorität zur Führung in Europa verloren habe und in seinem westlichen Teil „sein ganzes Talent darin erschöpft, die Konsumbedürfnisse seiner mehr gedankenlosen als törichten Bevölkerung zu erfüllen". Überhaupt war viel die Rede von Wirtschaftswunder, Wohlstand, Lebensstandard, Verbrauchssteigerungen usw. Hierzu lieferte im besonderen Carl-Otto Heuser, Chefredakteur des „Handelsblatt", einen überaus bemerkenswerten Beitrag, der in manchen Punkten sicherlich Widerspruch herausfordert, der aber immerhin hinter die Fassaden leuchtet, die uns den Blick auf die Wirklichkeit häufig verstellen. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages DuMont Schauberg, Köln, der Herausgeber von „Magnum", bringen wir unseren Lesern den erwähnten Artikel nachstehend zur Kenntnis.

Jeden Abend reihen sich vor dem Kino im Zentrum einer Großstadt zehn, zwanzig, dreißig Motorräder. Die Besitzer, meist junge Männer mit ihren Freundinnen, schlendern zur Kasse, zählen lässig das Geld hin, werfen halbgerauchte Zigaretten auf die Straße und verschwinden im Eingang. Ein alltägliches Bild, in jeder deutschen Stadt kann man dergleichen sehen. Aber das Haus, von dem hier die Rede ist, hat eine Geschichte. Vor fünfzehn Jahren stand es einsam in einer Wüste von unförmigen Steinhaufen und leeren Fassaden. Eine rötliche Leuchtschrift warf einen schwachen Schimmer auf das geborstene Pflaster. Allabendlich spielte das Kino für britische Soldaten, und wenige Augenblicke nach Beginn der Vorstellung tauchten schäbig gekleidete Gestalten aus dem Dunkel, schweiften in gebückter Haltung kreuz und quer, bis sie nach einer Weile wieder von der Finsternis unbeleuchteter Nebenstraßen verschluckt wurden. Sie sammelten die Reste englischer Zigaretten. Es waren Männer verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft. Deutsche auf der tiefsten Stufe ihres Elends.

Sechzehn Jahre trennen die selbstbewußten jungen Männer auf ihren Motorrädern von den gespenstischen Gestalten der Nachkriegsmonate — sechzehn Jahre nur, aber es scheint keine Brücke zu geben. Der Wohlstand hat mit Neonlicht und Motorenlärm die Schatten der Vergangenheit aus unserem Gesichtskreis verscheucht. Fragt man, was zwischen dem Damals und dem Heute steht, so liegt die Antwort nahe: das „Wirtschaftswunder". Aber was ist das, was verbirgt sich dahinter? Serien von Kühlschränken, Autos, Fernsehgeräten? Eine neue Technik, ein neuer Geist? Veränderte Menschen, eine neue Gesellschaft? Es ist bezeichnend für unsere Zeit, daß es auf diese Fragen keine klare Antwort gibt, ja daß ein Unbehagen sich breitmacht, wenn von dem „Wunder" die Rede ist, so als müsse ihm unvermeidbar ein schlechtes Gewissen folgen. Nüchterne Männer pflegen die Zweifel fortzuwischen: Das angebliche „Wunder" sei gar kein Wunder, sondern das errechenbare Ergebnis von Planung und Ausführung, von Kapital und Arbeit. Aber die Antwort vermag anscheinend nicht zu befriedigen. Immer wieder drängen sich Fragen vor, in Reden und Schriften: Was geht in Wirklichkeit vor, was für Kräfte trieben diese staunenswerten Veränderungen unserer Welt und wohin werden sie uns schließlich führen?

Es ist leicht, das „Wirtschaftswunder" in Zahlen zu umschreiben. Beispielsweise zu sagen, daß das Volkseinkommen in der Bundesrepublik im Jahre 1950 rund 75Milliarden Mark betrug, zehn Jahre später aber 213 Milliarden, daß es 1950 knapp zwei Millionen Kraftfahrzeuge gab, 1960 dagegen fast acht Millionen, daß sich das Sozialprodukt, der Wert der gesamten Güterproduktion, in den zehn Jahren von 97 auf 275 Milliarden Mark erhöhte oder daß ein Erwerbstätiger damals im Durchschnitt 3726 Mark verdiente, während sich sein Einkommen 1960 auf 8513 Mark belief. Das alles und vieles andere läßt sich in den Statistiken nachlesen. — Aber so verwöhnt sind wir mittlerweile von den sichtbaren Zeichen des ständig wachsenden Wohlstandes, daß uns die Zahlen schon nicht mehr viel sagen, ja daß ein Redner mit der Langeweile der Zuhörer rechnen muß, wenn er ihnen zuviel davon auftischt. Mehr als eine halbe Million Wohnungen werden Jahr für Jahr gebaut — nun, warum auch nicht? Die Spareinlagen bei den Banken und Sparkassen erhöhten sich von 4 Milliarden auf 50 Milliarden, der Zigarettenverbrauch stieg von 475 Millionen auf über 1200 Millionen Stück im Jahr, 93 Prozent aller Haushalte haben ein Rundfunkgerät, 31 Prozent bereits ein Fernsehgerät — ja, und was weiter? Bald werden 40 Prozent der Haushalte fernsehen können, dann 50 und 60 Prozent. — Das alles scheint schon selbstverständlich, die Ansprüche sind den neuen Möglichkeiten gefolgt.

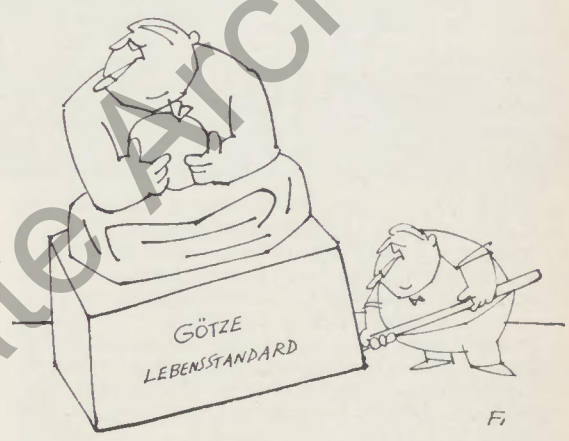
Eine neue Gesellschaft ist entstanden, wir nennen sie die moderne „Industriegesellschaft" oder „Wohlstandsgesellschaft", die das Erbe der Kriegsjahre hinter sich gelassen hat. Wie diese Gesellschaft heute lebt, kann man ablesen, wo man nur will: Der Deutsche verzehrte vor zehn Jahren durchschnittlich 15 Kilo Fleisch im Jahr, heute 46 Kilo, damals aß er 45 Eier, heute 228, damals 1,5 Kilo Südfrüchte, heute 21,4 Kilo. Fast die Hälfte aller Haushalte hat einen elektrischen Kühlschrank, ein Drittel hat eine elektrische Waschmaschine, Arbeitnehmer kauften 1960 mehr als die Hälfte aller neuzugelassenen Personenkraftwagen. Jedermann hat längst das Notwendigste, aber die Technik schafft immer neue Möglichkeiten des Konsums: Mehr als die Hälfte aller Güter, die heute in den Schaufenstern locken, waren vor zehn Jahren zumindest in ihrer heutigen Gestalt noch unbekannt, und ständig kommt neues auf den Markt, Forscher, Formgestalter, Marktbeobachter sind dauernd am Werk, um immer neue Wünsche aufzuspüren, in bisher unbekannte Bedarfslücken hineinzustoßen, menschliche Träume zu deuten und ihre Erfüllung anzubieten.

Das kostet alles Geld, aber jeder verdient auch: Zwanzig Millionen Beschäftigte haben wir in der Bundesrepublik und mehr als 500000 offene Stellen bei nur 100000 Arbeitslosen. Die menschliche Arbeitskraft ist knapp, sie ist das einzige, was knapp ist. Oder gibt es doch noch irgendwo verborgenes Elend, vergessene Bevölkerungsgruppen, Alte, Kranke und Schwache? Auch hier ist die Statistik zur Hand: Vor zehn Jahren zahlte der Staat aus dem Bundeshaushalt 4 Milliarden DM für soziale Leistungen, heute sind es 12 Milliarden. Damals erhielten die Sozialrentner von ihren Versicherungen 2,5 Milliarden im Jahr, heute 16 Milliarden. Weniger als 2 Milliarden erhielten vor zehn Jahren die Kranken von der gesetzlichen Krankenversicherung, heute 8 Milliarden. Und so fort...

Wohlstand, anscheinend, wohin man sieht. Und wenn doch noch Wünsche offen blieben, wenn es zum Beispiel an Brennpunkten des Bedarfs noch an Wohnungen mangelt, wenn manche Einkommen noch zurückgeblieben sind, hier und da noch eine Schule fehlt, dort ein Krankenhaus nicht ausreicht, so zweifelt niemand daran, daß unsere Wirtschaft auch diese Lücken füllen wird. Ein alter Traum der Menschheit scheint Wahrheit zu werden, der Mangel wird überwunden, eine Zeit des Überflusses bricht an.

Es ist seltsam, daß trotzdem so häufig von einem „Unbehagen" die Rede ist und daß Wirtschaftsminister Erhard kürzlich in einer Rede feststellen mußte: „Die innere Zufriedenheit der Menschen hat mit der Besserung der materiellen Existenzbedingungen nicht Schritt gehalten." Sind wir undankbar geworden? Oder ist doch nicht alles so, wie es sein sollte, trotz Autos und Kühlschränken? Auf diese Frage ist nicht leicht eine Antwort zu geben. Aber daß sie überhaupt gestellt wird und daß sich führende Köpfe in Deutschland mit ihr beschäftigen, zeigt uns, daß es mit den materiellen Gütern allein nicht getan ist. Eine geistige Unruhe deutet sich an, die durch einen Zahlenrausch nicht zu beschwichtigen ist. Das ist gut so. Es ist ein Zeichen der Selbstbesinnung, ein Beweis dafür, daß nicht wachsender Wohlstand allein, sondern nur die geistigen Kräfte, die diesem Wohlstand zugrunde liegen, den Menschen Richtung und Ziel geben.

Besinnen wir uns noch einmal auf den Anfang. Der 20. Juni 1948, der Tag der Währungsreform, wird allen Menschen, die ihn miterlebten, unvergeßlich bleiben. Es war ein Tag



dramatischer Spannung, ein Tag, der das Gesicht des Landes von einer Stunde zur anderen veränderte. Die Menschenrudel vor den spärlichen Geschäften, auf Bahnhöfen und in den wenigen damals geöffneten Gaststätten machten einer geisterhaften Leere Platz. Reisende waren noch am Vorabend eilig in ihre Heimat zurückgekehrt, und über das erregte, ausgehungerte, unruhevoll brodelnde Land breitete sich die Stille der Erwartung. Nur wenige Menschen hatten eine klare Vorstellung von dem, was nun beginnen würde. Man wußte wohl, daß es so nicht hatte weitergehen können, man sehnte sich nach einer neuen Ordnung. Aber wie diese Ordnung aussehen würde, darauf wartete unser Volk in seiner zwischen Bangen und Hoffnung schwankenden Spannung.

Heute wissen wir, daß am 20. Juni 1948 nicht nur altes, wertlos gewordenes Geld in den Abgrund der Vergangenheit versenkt wurde. Es kündigten sich damals, zunächst noch vorsichtig, tastend, Kräfte an, die ein neues Zeitalter heraufführten. Am Tage nach der Währungsreform sagte Ludwig Erhard im Rundfunk: „An Wunder vermag ich gerade im Bereich der Wirtschaft nicht zu glauben. Und deshalb erachte ich es als soziales Gebot, dem Wettbewerb Raum zu geben." Wir dürfen heute nicht vergessen, daß dieser Entschluß am Anfang stand. Zwar kam vieles zusammen: die amerikanische Finanzhilfe, der Fleiß der deutschen Arbeiter, der Mut der Unternehmer, die Erfindungsgabe der Ingenieure, aber alle diese Impulse für sich allein hätten wenig bedeutet, wären sie nicht von einer unsichtbaren Kraft zusammengeführt und gelenkt worden. Und diese Kraft war die Entfaltung des freien Wettbewerbs. Aber wir wissen heute auch noch mehr. Wir wissen, daß mit dem wirtschaftlichen Wettbewerb der Menschen, die entschlossen waren, sich wieder ein menschenwürdiges Dasein zu sichern, nicht allein eine neue Periode der deutschen Wirtschaftspolitik begann, sondern daß sich zugleich eine gesellschaftliche Wandlung vorbereitete. Wenn wir heute eine geistige Unruhe bemerken, wenn wir nach dem Sinn und Wesen des „Wirtschaftswunders" fragen, so ist das ein Zeichen dafür, daß wir mitten in dieser Wandlung stehen, von der wir noch nicht wissen, wohin sie uns führen wird. Was diese Wandlung vorläufig charakterisiert, ist ein Gesellschaftszustand, den man vielfach als „pluralistisch" bezeichnet. Es ist eine Gesellschaft der „Gruppen". Dadurch unterscheidet sich die Wettbewerbswirtschaft unserer Zeit von dem freien Wettbewerb in der liberalen Periode des 19. Jahrhunderts. Damals war die alte ständische Ordnung durch eine gesellschaftliche Atomisierung abgelöst worden, in der sich im Kampf um die Anteile an den materiellen Gütern eindeutig und mit weitem Abstand die Stärksten an die Spitze setzten. Das Ergebnis war der Marxismus. Er hat der westlichen Welt eine Lehre hinterlassen, die man nicht mehr vergessen wird: Die Menschen fühlen sich in einer Wirtschaft des freien Wettbewerbs nur geborgen, wenn sie sich zu Gruppen zusammenschließen können, wenn Ver-

Fortsetzung Seite 189

Stall geschehen ist, bestimmt nicht! Wir sind so stolz darauf, daß etwa seit dem Dreißigjährigen Kriege der Tannenbaum mit seinen Lichtern als Christbaum sich bei uns und mehr und mehr auch bei anderen Völkern durchgesetzt hat. — Manchmal ist man versucht zu fragen, ob dieser Baum und besonders der Tand, der an ihn gehängt wird, uns den Blick auf das Kind in der Krippe nicht verbaut hat. Niemand möchte ihn missen, aber die Leute, die ihn zuerst in Deutschland aufgestellt haben, haben ihn sicher als den unzulänglichen und bescheidenen Widerschein des Lichtes verstanden, das von der Krippe ausgeht, und das die Größten der Männer der Erde immer wieder neu uns dargestellt haben. Wenn wir den Baum nicht so verstehen, dann sollten wir ihn beiseite werfen. Jedenfalls sollten wir ihn nicht mehr zum Reklameinstrument entwürdigen.

Nichts gegen die Geschenke zur Weihnacht. Man lese einmal nach, wie Heinrich Seidel im „Leberecht Hühnchen" diese fröhliche Betriebsamkeit auf den Berliner Straßen seiner Zeit am Christabend schildert, wo jeder sein Paket mit seinem Geschenk nach Hause trägt. Diejenigen, die diese Geschenke zuerst gemacht haben, wollten ja damit nicht irgend etwas ersetzen, sondern einen Abglanz der Freude hervorzaubern, der von dem Kind im Stall zu Bethlehem geschenkt wird. Und auch hier hat sich das bescheidene Hilfsmittel der rechten Freude rücksichtslos zum Mittelpunkt gemacht. Wer denkt denn bei den Geschenken, den kleinen und noch mehr den großen, noch an den Anlaß dieses Schenkens? —

Und die Kirche? Ist die unbeteiligt an diesem ganzen Weihnachtsbetrieb? Sie ist es leider nicht. Jeder auch kirchliche Verein muß vor Weihnachten seine Feier haben, vom ersten Advent an. Jeder Kindergarten und Kindergottesdienst muß vorher feiern, schenken und singen. Und die Pfarrer bringen es einfach nicht fertig, sich dem zu entziehen. Sie halten vier Wochen hindurch pausenlos Weihnachtsfeiern und Ansprachen. Und wenn sie dann den Heiligen Abend mit seinen Christvespern auch noch hinter sich gebracht haben, sinken sie, wenn sie zu Hause für die Ihren den Christbaum anzünden, müde in eine Ecke und sind froh, daß sie es einmal wieder überstanden haben. Es mag nicht an jedem Ort so sein, aber es ist leider die Regel. Hier hilft nur ein energisches Halt! Wer denn Weihnachten auch außerhalb des Christabends und der Feiertage feiern will, tue es in den Tagen nachher.

Wir sollten alle dazu helfen, daß das Christfest nicht immer mehr ermordet wird; es geht nicht nur ein Fest dabei zugrunde, sondern ein gut Teil der christlichen Substanz, die wir in diesen Zeiten nötiger brauchen als jemals zuvor. Uns ist befohlen, die Botschaft zu hören, wenn sie uns verkündigt wird, und dann wie die Hirten zur Krippe zu gehen in aller Schlichtheit und mit der Bereitschaft, zu hören und zu behalten. Alles andere ist falsch und löst die Ordnung unserer Feiern auf.

Kirchliches Archiv

Stahl und Forschung

Es ist eigentlich verblüffend zu erfahren, daß in großen Unternehmen, z. B. der chemischen Industrie, von mehr als 50000 Mitarbeitern über 2000 Naturwissenschaftler mit abgeschlossener Universitätsausbildung tätig sind, und in einem anderen Werk, bei dem die Produktionsverfahren besonders rasch wechseln, ungefähr jedes zehnte Belegschaftsmitglied in einem Laboratorium beschäftigt ist.

So nur — bei dem Einsatz von so vielen qualifizierten Menschen und hochwertigen Geräten — ist es zu erklären, daß im Jahre 1960 ein einziges Unternehmen für Forschungszwecke eine Summe von 113 Mill. DM, das sind rund 5 Prozent vom gesamten Umsatz, ausgegeben hat.

Diesem Aufwand an Menschengeist und Kapital entspricht allerdings auch die Bedeutung von Wissenschaft und Forschung für den Fortschritt in Technik und Wirtschaft.

Was wäre die Medizin — ja auch die Textil- und Bekleidungsindustrie — ohne die neuen Erkenntnisse der Chemiker und Physiker. Auch die Hausfrau erlebt täglich in den immer hochwertigeren Spül- und Waschmitteln die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit.

Viele Werkstoffe, auch der Stahl, der heute auf den Markt kommt, sind ein Produkt der Forschung, auf „Herz und Nieren" geprüft. Es ist nicht zuviel gesagt, daß erst die Güte ihrer Qualität den hohen Stand unserer Technik ermöglicht. Davon zeugen viele Beispiele.

Wir haben vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt — aus Anlaß des 125jährigen Bestehens unserer Eisenbahn —, die Bilder von jener Lokomotive zu betrachten, die im Jahre 1835 den ersten Zug von Nürnberg nach Fürth zog. Kein Vergleich mit den rasanten Formen unserer neuzeitlichen Diesel- und E-Loks und ihren hohen Geschwindigkeiten. Aber selbst geniale Konstrukteure hätten sie damals nicht bauen, fortschrittliche Verkehrsplaner nicht nutzen können, weil es den dazu notwendigen Stahl und die Qualitätsschienen noch nicht gab.

Und wie ist es beim Auto? — Auch hier mangelte es an Quantität wie an Qualität des Stahls, und erst die wissenschaftliche Forschung schuf die Voraussetzung für den heutigen Stand der Motorisierung.

Die gewerbliche Wirtschaft insgesamt hat im Jahre 1959 für die betriebseigene Forschung nicht weniger als 1,3 Mrd. DM ausgegeben, und es ist insbesondere das Verdienst bekannter Großunternehmen, einen Teil ihrer großen Kapitalkraft in Forschungsarbeit und damit in die Verbesserung und Weiterentwicklung ihrer Produkte gesteckt zu haben.

Der Beitrag der Wirtschaft darüber hinaus zu den außerhalb ihres Bereiches stehenden Forschungseinrichtungen ist nicht gering. Über den Stifterverband für Deutsche Wissenschaft, die Zentralstelle für diese Unterstützung, hat die westdeutsche Wirtschaft in den letzten elf Jahren mehr als 130 Mill. DM gespendet.

Diese freiwilligen Spenden sind nur ein Bruchteil dessen, was die gewerbliche Wirtschaft für wissenschaftliche Aufgaben aufwendet.

Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie steht heute — mehr denn je zuvor — vor der Aufgabe, Qualität bewußt und vorplanend zu erzeugen, und dennoch, um im Wettbewerb bestehen zu können, ihre Produktionskosten möglichst niedrig zu halten. Daß ihr das bisher gelungen ist, ist nicht zuletzt der Tätigkeit ihrer wissenschaftlichen Institute zu danken. Ihr Forschungsprogramm umfaßt alle Stadien der Stahlerzeugung von den Rohstoffen bis zu den Fertigprodukten. Dazu gehört die Erforschung der Verfahren über den rationellsten Verwendungsanteil von Rohstoffen, wie z. B. von Erz und Kohle, wie auch die Ausarbeitung der Verfahren über die besten Verwendungsmöglichkeiten von Gas und Öl.

In den wissenschaftlichen Abteilungen der Hüttenwerke genügte es früher, das fertige Eisen und den fertigen Stahl auf seine Brauchbarkeit für einen bestimmten Zweck zu untersuchen. Heute muß die laufende Erzeugung analytisch vorbereitet, überwacht und beeinflußt werden. Das setzt voraus, daß schneller gearbeitet und zuverlässiger analysiert wird. Es hat einmal eine Zeit gegeben, da hat die Bestimmung des Kohlenstoffgehaltes im Stahl mindestens zwölf Stunden und die des Mangangehaltes sogar zwei Tage gedauert. Heute vergehen vom Eingang einer Rohstahlprobe bis zur fertigen Analyse nur noch 90 Sekunden — der Schnelligkeit dieser Prüfungsarbeit entspricht auch ihre Vielseitigkeit.

Die Ansprüche an die Stahlqualität, vor allem seitens der verarbeitenden Industrie, sind in den letzten Jahren gewaltig gestiegen. Die eisen- und stahlerzeugende Industrie kann sie erfüllen, weil sie eine intensive und modern ausgerüstete Forschung betreibt.

Besser, sicherer, wirtschaftlicher: Diese drei Worte stehen auch über dem Tor zur Zukunft des deutschen Stahls.

Trotz allem: Man war optimistisch

Einmal im Jahr trifft sich in Düsseldorf der Verein Deutscher Eisenhüttenleute (VDEh) mit Experten aus Wissenschaft und Praxis, mit Repräsentanten des öffentlichen Lebens, mit Freunden aus aller Welt. So gab dann am 23./24. November der diesjährige Eisenhüttentag wieder nicht nur der interessierten Fachwelt, sondern auch der breiten Öffentlichkeit Einblick in die Arbeiten und Aufgaben, denen sich der VDEh in seiner technisch-wissenschaftlichen Gemeinschaftsarbeit auf dem Gebiet des Eisenhüttenwesens annimmt und die zur Zeit besonders im Vordergrund stehen.

Welche große Aufmerksamkeit die Fachwelt dem Eisenhüttentag entgegenbringt, ließ wiederum die große Teilnehmerzahl erkennen. Insgesamt hatten sich über 5100 Fachleute und Gäste zu den Veranstaltungen angemeldet. Dies ist eine etwa gleich hohe Zahl wie im Vorjahr bei der Hundertjahrfeier des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute. Auch aus dem Ausland war erfreulicherweise wieder eine rege Beteiligung mit rund 250 Besuchern aus 17 europäischen und außereuropäischen Ländern zu verzeichnen. Jedoch wurde die Freude gedämpft durch das Fehlen der Fachkollegen aus der Sowjetzone, denen VDEh-Vorsitzender Professor Schenck über Mauer und Stacheldraht hinweg die tiefempfundene Verbundenheit des Eisenhüttentages bekundete.

In seinem zur Tradition gewordenen Schlußwort gab Professor Dr. Dr. Schenck wiederum einen Überblick über die Lage und die Aufgaben der deutschen Eisen- und Stahlindustrie. In diesem Referat nannte der Vortragende die uns in der gegenwärtigen Situation bewegenden Sorgen und Nöte, zugleich aber warnte er vor einer pessimistischen Beurteilung der zukünftigen Entwicklung. Dabei sind die Worte, mit denen Professor Schenck sein Referat vortrug, so allgemeinverständlich, daß sie jedem ermöglichen, sich ein Bild zu machen von der Lage der Stahlindustrie.

In den vergangenen zehn Jahren, so leitete Professor Schenck seinen Vortrag ein, hätten sich die Hüttenwerke einer glänzenden Zunahme der Erzeugungshöhe erfreuen können, und zwar — das Saarland eingerechnet — von 14 Mill. t Rohstahl im Jahre 1950 auf 34 Mill. t im Jahre 1960. Auf diesem Wege seien jedoch auch rückläufige Bewegungen nicht ausgeblieben. In diesem Zusammenhang verwies er auf den Rückgang der Rohstahlerzeugung um 1,7 Mill. t im Jahre 1958 gegenüber dem Jahre 1957, worauf dann 1959 wieder ein Anstieg um mehr als 3 Mill. t folgte. So werde uns auch in diesem Jahr eine Rücknahme der Produktion nicht erspart bleiben, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die Mitte des kommenden Jahres hinein erstrecken werde. Diese Rückbewegung habe im wesentlichen keine anderen Ursachen, als daß die Lieferungen der vergangenen Monate den Verbrauch überstiegen, wobei der Überschuß in die Läger der Stahlverbraucher gegangen sei, aus denen er jetzt wieder herausfließe. Für die schon länger andauernde Stagnation der amerikanischen Stahlerzeugung gab der Vortragende die gleiche Erscheinung als Haupturache an.



Jedoch dürften solche konjunkturellen Wellenbewegungen keine Begründung sein für eine pessimistische Beurteilung der zukünftigen Entwicklung, etwa in dem Sinne, daß in der Verbrauchs- und Absatzlage des Stahls ein grundlegender Wandel bevorstehe. Natürlich bleibe die Grundtatsache bestehen, daß die prozentualen Wachstumsraten um so geringer sein müßten, auf je höherem Niveau die Produktionskapazität sich bereits befände. Die Feststellung bedeute aber keineswegs eine Beschränkung für das absolute Wachstum der Rohstahlerzeugung an. Die jährliche Erzeugung werde vielmehr — auf einen größeren Zeitraum z. B. von fünf Jahren gesehen — eine stetige Zunahme erfahren, die die feste Leitlinie abgebe, um die sich die aufeinanderfolgenden Wellen besserer und schlechterer Jahresproduktion herumbewegten.

In diesem Zusammenhang wiesen sowjetische Politiker gerne auf den scheinbaren Stillstand oder gar den Rückgang der westlichen Stahlproduktion hin. Die Propaganda lenke dabei aber den Blick ab von den klaren volkswirtschaftlichen Zusammenhängen, denn auch in Rußland zeige die prozentuale Zuwachsrate mit steigender Erzeugung deutlich fallende Tendenz.

Es sei verständlich, meinte Professor Schenck, daß die Geschäftsberichte der Stahlgesellschaften gern mit erhöhtem Selbstgefühl abgefaßt würden, sobald sie über Zeiträume mit guter Produktionslage zu berichten hätten. Wenn es jedoch auf die Gewinnung und Bewahrung des öffentlichen Vertrauens in die Stabilität der Werke ankomme, so sei es zweifellos richtiger, die Tendenzen zu stärken, die auf eine möglichst ausgeglichene Kontinuität des Wachstums gerichtet seien. Man solle also mehr Aufwand treiben, um das Kräftespiel „Auftrag — Lager — Verbrauch" besser unter Kontrolle halten zu können. Der Nutzen davon werde u. a. darin bestehen, daß den Kunden die Terminängste genommen und den Werken größere Sicherheit für ihre Entscheidungen gegeben würden, womit wohl beide Seiten einverstanden sein müßten. Die mathematisch-statistischen Methoden unserer Zeit würden ungeahnte Hilfen bieten bei der Lösung solcher Aufgaben.

Allen momentanen Unkenrufen zum Trotz stimmten alle Voraussetzungen darin überein, daß zwischen 1970 und 1975 wesentlich mehr Stahl verbraucht werde als heute. Der Weltstahlverbrauch, der im Vorjahr bei etwa 340 Mill. t Rohstahl lag, werde in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren auf mindestens 630 Mill. t steigen. Die Hohe Behörde der Montanunion habe eine Zunahme der Erzeugung von 73 Mill. t Rohstahl im Jahre 1960 auf mehr als 90 Mill. t im Jahre 1965 errechnet. In dieser Vorausschätzung komme zum Ausdruck, daß der Vermehrung des Binnenbedarfs auch eine beachtliche Exportsteigerung parallel laufen werde.

Sicherlich, so gab Professor Schenck zu bedenken, würden sich alle Voraussagen dieser Art in einem gewissen Streuungsbereich bewegen. Man wünsche jedoch den Statistikern und der Stahlindustrie, daß die Prognosen sich als zutreffend erweisen. Um so mehr hoffe die deutsche Stahlindustrie, an diesem künftigen Aufschwung wieder kräftig beteiligt zu sein. Schließlich gewännen derartige Zahlenangaben mehr und mehr einen globalen Charakter insofern, als der Bedarf wohl richtig angegeben werde, die Deckung des Bedarfs jedoch nicht zwangsläufig denen zufalle, die sich dafür prädestiniert hielten.

Eine Illustration hierzu nannte er die Einschleusung preisgünstigen französischen Stahls in den süddeutschen Raum oder auch die Tatsache, daß die deutschen Werke wegen der zum Teil sehr schlechten Exportpreise auch im Auslands-

thyssenkrupp Corporate Archives

geschäft keinen vollen Ausgleich für die Verminderung der Inlandsaufträge finden können. Für alle Industriezweige gelte, daß die Aufträge denen zuflössen, die im Preis und den Lieferterminen besonders attraktiv seien.

Die deutschen Werke aber hätten es nicht in der Hand, ihre Preise attraktiv zu gestalten, solange es ihnen verwehrt sei, offensichtlich einseitige Gewichtsverteilungen zu beseitigen, die die Preislage verfälschten. Prof. Schenck meinte damit die bekannte Tatsache, daß die französische Regierung den aus Frankreich in den Export fließenden Stahl von einer recht hohen Umsatzsteuer entlastet, die sie dafür andererseits dem über ihre Grenze eindringenden Stahl wieder aufbürdet. In Deutschland selbst wird französischer Stahl, sobald er in unser Land kommt, nur mit einem geringen Ausgleichsaufschlag belastet; dieser Aufschlag aber reicht nicht aus zur Beseitigung der Ungleichgewichte. Professor Schenck meinte, man brauche sich daher nicht zu wundern, daß in Süd- und Südwestdeutschland französischer Stahl seines bis zu 15 Prozent geringeren Preises wegen lieber gekauft werde als Stahl von der Ruhr.

Die Technik habe keinerlei Mittel in der Hand, um solche Belastungen durch Verringerung der Herstellungskosten zu kompensieren. Die Widerstände gegen eine Änderung dieser steuerlichen Regelung seien leider ebenso stark wie unbegründet; im Hinblick auf den in den Reden der Politiker immer wieder betonten Willen zum Gemeinsamen Markt könne man dafür kein Verständnis aufbringen.

So finde die neue Bundesregierung bei ihrer Amtsübernahme einige schwere Aufgaben vor; vor allem auch, weil der bevorstehende Beitritt Englands zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft auch den Eintritt Großbritanniens in die Montanunion mit sich bringen werde. Diese wünschenswerte und allseits begrüßte Ausdehnung des Gemeinsamen Marktes verlange jedoch gegenseitige Anpassungen, die nur in verständnisvollen Verhandlungen gewonnen werden könnten, damit der Grundsatz gleicher Startbedingungen nicht nur platonisch bleibe. Dies gelte auch für den paradoxen Zustand in der Sonntagsarbeit, den die deutsche Stahlindustrie in diesem Jahr habe hinnehmen müssen.

Es müsse leider gesagt werden, daß sich die Grundstoffindustrie in Deutschland nicht immer eines übermäßig guten Verständnisses der Regierungsinstanzen erfreue. Indem er auf die schwierige Lage des westdeutschen Kohlenbergbaus hinwies, meinte Professor Schenck, daß nicht aus Solidarität, sondern aus bedrohtem Eigeninteresse die Hüttenwerke es sehr bedauerten, daß die Kohle dem Wettbewerb des Heizöls praktisch schutzlos ausgesetzt sei. Die Situation auf dem Ölmarkt erinnere an die Machtkämpfe der amerikanischen Petroleumgesellschaften vor etwa hundert Jahren, als das gegenseitige Unterbieten der Preise solange praktiziert wurde, bis die Schwächsten auf der Strecke geblieben seien und das anschließende Hochtreiben der Preise hätten nicht mehr stören können.

Heute unterböten sich die Ölfirmen in Deutschland; sie hätten die Preise schon tiefer herabgeschraubt als in den Nachbarländern. Man habe daher Grund, für die Kohle zu fürchten, auch wenn eine größere Zahl unrentabler Zechen stillgelegt werde. Mit großer Sorge betrachte die Stahlindustrie die Preisgestaltung des Hüttenkokses als einer wesentlichen Grundlage ihrer Wettbewerbsfähigkeit. Es sei leider schwer, Verständnis für die Notwendigkeit zu wecken, eine lebenswichtige Grundstoffindustrie zu schützen, bei deren Zusammenbruch man kein inländisches Äquivalent haben werde, mit dem sich die Brennstoffpreise für alle Benutzer unter Kontrolle halten ließen.

Das Urteil über den Beitrag der anderen deutschen Rohstoffvorkommen — also der Eisenerze — zur Wettbewerbsfähigkeit falle von Fall zu Fall verschieden aus. Es stehe aber außer Zweifel, daß der Betrieb einer Reihe inländischer Erzgruben von ihren Besitzern nicht mehr aus wirtschaftlichen, sondern nur aus sozialpolitischen Gründen aufrechterhalten werde. Neue Erwartungen der Werke an der Ruhr für einen höheren Anteil inländischer Erze seien nunmehr auf das Vorkommen bei Staffhorst gerichtet, zu dessen Studium sich mehrere Hüttenwerke auf das Niederbringen eines gemeinsamen Versuchsschachtes zusammengefunden haben. Die Lager befinden sich bekanntlich in erheblicher Teufe, um so mehr aber müsse daher die Mitteilung von Interesse sein, wonach die Schachtförderkosten aus 1000 m Teufe etwa den Frachtkosten eines 1000 km weiten Seeweges entsprechen würden.

Alsdann leitete Professor Schenck über zu einem Thema, das heute viel diskutiert wird: die Rentabilität der Hüttenwerke hinsichtlich der Ausnutzung ihrer Kapazitäten. Der kritische Punkt — also der „breakeven point" von dem die Amerikaner sprechen — liege bei den deutschen Werken vergleichsweise sehr hoch, wenn auch von Werk zu Werk natürlich verschieden. In den USA dagegen bedeute eine Kapazitätsausnutzung von nur 50 Prozent noch keineswegs das Ende der Rentabilität; selbst bei einer nur zu 40 Prozent ausgenutzten Leistungsfähigkeit hätten viele amerikanische Werke noch eine Dividende erwirtschaftet. Dies seien für unsere Verhältnisse ganz ungewöhnliche Zustände, denn in einer Beschäftigung von immerhin noch 75 Prozent zeige sich bei vielen unserer Werke schon eine bedrohliche Annäherung an die Verlustzone. Manche unserer Werke hätten die Grenze der Rentabilität schon bei noch höheren Ausnutzungsgraden erreicht. Unter diesen Umständen sei es kein Wunder, wenn die deutschen Werke der augenblicklichen Entwicklung mit gemischten Gefühlen entgegensähen. Es bestehe daher kein Zweifel, daß man in der Herabsetzung des kritischen Punktes eine Aufgabe von vordringlicher Bedeutung sehe, was gleichbedeutend sei mit einer Senkung des fixen Kostenanteils. Die Bestrebungen müßten daher darauf gerichtet sein, durch Einsatz aller denkbaren wissenschaftlichen und technischen Überlegungen den Aufwand an Zeit, Stoff, Energie und Arbeitskraft auf ein Minimum zu treiben. So ließen sich die Personalkosten, die in den letzten Jahren bei uns immer produktionsabhängiger geworden seien und nur ansteigende Tendenz kennen würden, in ihrer Wirkung als fixe Kostenelemente nur zurückschrauben, wenn die Betriebseinrichtungen und das Erzeugungsprogramm eine entscheidende Senkung des personellen Aufwands ermöglichten. Dies sei das einzige Mittel, um den rigorosen Weg der Amerikaner zu vermeiden, die bei knapper Beschäftigung alle Aufträge auf einige ausgewählte Betriebe konzentrierten, um die Arbeitskräfte der stillgelegten Betriebe zu entlassen.



Professor Schenck schloß seinen Vortrag mit der Bemerkung, daß der Wohlstand unseres Volkes in starkem Maße durch die Leistungen der Eisen- und Stahlindustrie geprägt worden ist. Dabei hätten die Eisenhüttenleute mit ihrer Meinung zu den Fragen, die ihnen für die Leistungsfähigkeit ihrer Industrie und für die zukünftige Technik und Wirtschaft von Bedeutung zu sein schienen, nie hinter dem Berge gehalten. „Gleichgültig, ob diese Meinung als angenehm empfunden wurde, oder ob sie unwillkommen war. Und dieser kritische Geist soll uns auch in Zukunft nicht verlassen!"

Von Eisenschwamm, Wasserstoffträgern und aus der Geschichte des Rades

Die Fachsitzungen des Eisenhüttentages waren aktuellen Themen aus dem Hochofen- und Stahlwerksgebiet, der Warm- und Kaltformgebung, Grundfragen der Automatisierung und Werkstoff-Fragen gewidmet. Viel Beachtung fand ein Vortrag von Dr.-Ing. L. von Bogdandy (HOAG) über „Grundlagen der Eisenschwamm-Erzeugung mit Erdgas im Schachtofen". Dabei ging der Referent davon aus, daß Erdgas und hochwertige Eisenerze gegenwärtig in großen Mengen gewonnen werden. Darüber hinaus werde die Industrialisierung zahlreicher Entwicklungsländer in naher Zukunft weitere große Mengen dieser Rohstoffe verfügbar machen, wogegen verkokbare Kohle in diesen Ländern häufig nicht vorhanden ist. Die Ausarbeitung von „direkten Reduktionsverfahren" zur Umwandlung von Eisenerz in metallisches Eisen (z. B. in Form von Eisenschwamm) unter Zuhilfenahme von Erdgas scheine nach Ansicht von Experten daher ein dringendes Gebot der Stunde. Dr. von Bogdandy bezeichnete Eisenschwamm als vielseitig verwendbar. Zur Zeit werde der größte Teil als Ersatz für Schrott oder festes Roheisen gebraucht. Eisenschwamm — verglichen mit Schrott — zeichne sich aus durch schmelzerleichternden Gehalt an Kohlenstoff, bessere Chargierfähigkeit und nicht zuletzt durch seinen niedrigen Gehalt an unerwünschten Begleitelementen. So wäre ein wachsendes Aufkommen von Eisenschwamm in der Lage, preisregulierend auf dem Schrottmarkt zu wirken. Alsdann erläuterte Dr. von Bogdandy das in Oberhausen entwickelte Schachtofen-Reduktionsverfahren, das sogenannte PUROFER-Verfahren, welches ermöglicht, mit einer einfachen Apparatur Eisenschwamm unter Verwendung von Erdgas herzustellen. Damit, so ergänzte der Vortragende, sei ein Beitrag geleistet worden, um die Versorgung Europas mit hochwertigen Stahlwerk-Einsatzstoffen unter Ausnutzung der veränderten Energiemarktlage auf lange Zeit zu sichern und gleichzeitig einigen Staaten bei der Erschließung ihrer hochwertigen, nur weitgehend ungenutzten Rohstoffquellen zu helfen.



Dr.-Ing. Ludwig von Bogdandy

Aus einer gemeinsamen Arbeit mit Dr. von Bogdandy trug Dipl.-Ing. W. Schaefers (Mannesmann-Hüttenwerke, Duisburg-Huckingen) über „Vergleichende Bewertung von Wasserstoffträgern für das Einblasen in das Hochofengestell" vor. Hierin wurde die Auswirkung der gasförmigen und flüssigen Brennstoffe auf das Hochofenverfahren geschildert, insbesondere hinsichtlich der Untersuchungen, welche Verbesserungen in den Kennzahlen des Hochofens bei Zusatz dieser Energieträger zu erwarten sind. Gasförmige und flüssige Brennstoffe führen dem Hochofen im Gegensatz zum Koks wesentlich größere Mengen Wasserstoff zu, der ein schärferes Reduktionsmittel für Eisenerz ist als das bei der normalen Koksvergasung im Hochofen entstehende Kohlenmonoxyd. Eine Anreicherung des Hochofengases mit Wasserstoff, so konnte man dem Vortrag entnehmen, kann auch durch den Zusatz von Wasserdampf zum Gebläsewind erreicht werden. Im Bereich eines Hüttenwerkes, so wurde im Rahmen des Referats erläutert, stehen als Wasserstoffträger Öle verschiedener Herkunft, Erdgas, Koksgas, Restgase der chemischen Industrie und Wasserdampf zur Verfügung. Für Ruhrgebietsverhältnisse erscheint die Verwendung von Wasserdampf jedoch am wirtschaftlichsten.

Der Leiter unseres Radsatzwerkes, Dr.-Ing. H. Lehmann, berichtete in einer technisch-kultur-historischen Betrachtung über „Entwicklung des Rades und der gegenwärtige Stand der Fertigung von geschmiedeten Eisenbahnrädern". Wie Dr. Lehmann überaus interessant zu erläutern wußte, erscheint das Rad als Bauelement an Fahrzeugen erstmalig als Wagenrad aus Holz etwa um 2700 v. Chr. Danach hat es in vielfacher Gestalt seinen Weg mit den kulturellen Bewegungen vom Osten nach dem Westen genommen. Übrigens konnte Dr. Lehmann berichten, daß schon vor Beginn der ersten Eisenbahnen Eisen als Werkstoff für Räder angewandt wurde. In dem durch zahlreiche Lichtbilder überaus anschaulich gestalteten Referat wurde entsprechend dem Ablauf der technischen Entwicklung dokumentiert, wie gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Eisenbahnbetrieb geschmiedete Räder mit Radreifen verwendet werden, die erst mit Beginn des Jahrhunderts durch geschmiedete und gewalzte Räder ersetzt wurden. Auf den Vortrag von Dr. Lehmann kommen wir in einer der nächsten Ausgaben der Werkzeitschrift ausführlich zurück.



Dr.-Ing. Heinz Lehmann

ThyssenKrupp Corporate Archives

Bergassessor a. D. Klaus Haniel zur Lage unseres Bergbaus:

Wirtschaftlichkeit muß erhalten bleiben



Bergass. a. D. Klaus Haniel

Im Rahmen der Jubilarfeier des HOAG-Bergbaus nahm Vorstandsmitglied Bergassessor a. D. Klaus Haniel Stellung zur Situation des deutschen Steinkohlenbergbaus und zur Lage des HOAG-Bergbaus im besonderen.

Was den Steinkohlenbergbau als Ganzes betrifft, so gab Haniel zu bedenken, daß die Absatzschwierigkeiten weiter angewachsen seien, weil einmal durch den Konkurrenzkampf der Ölgesellschaften das Heizöl in der Bundesrepublik zu einem einmalig niedrigen Preis weiter vorgedrungen sei und zum anderen die eisenschaffende Industrie, der Hauptabnehmer von Koks, sich in einer Absatzflaute befände. Für das gesamte Jahr 1961 müsse der westdeutsche Steinkohlenbergbau mit einem Absatzrückgang von 5 bis 6 Mill. Tonnen Kohlen und Koks rechnen. Angesichts dieser schwierigen Lage drängten zwei Fragen nach einer endgültigen Lösung:

1. Die Schaffung eines gemeinsamen Ruhrkohlenverkaufs und
2. die Entwicklung einer klaren Energiepolitik, die dem Steinkohlenbergbau einen Plan auf lange Sicht gestatte.

Der Steinkohlenbergbau erwarte von der neuen Bundesregierung Verständnis und volle Unterstützung bei der Erfüllung dieser beiden für ihn lebenswichtigen Forderungen.

Zur Lage des HOAG-Bergbaus teilte Bergassessor a. D. Haniel mit, daß das abgelaufene Geschäftsjahr 1960/61 auf den ersten Blick ganz zufrieden verlaufen zu sein scheine. Die Kohlenförderung lag mit 4,793 Mill. Tonnen um rund 50000 Tonnen höher als im voraufgegangenen Geschäftsjahr, obwohl das letzte Jahr zwei Fördertage weniger zählte. Auch die Kokserzeugung war im Geschäftsjahr 1960/61 mit insgesamt 1,8 Mill. Tonnen um rund 90000 Tonnen höher als im vorangegangenen Jahr. Die Stromerzeugung ging allerdings wegen unzureichender Abnahme des RWE von 796 Mill. kWh auf 771 Mill. kWh zurück. Günstig war ferner, daß die Bestände im Laufe des letzten Geschäftsjahres eine Abnahme von 25 Prozent erfuhren.

Als wichtigste Bauvorhaben, die im vergangenen Geschäftsjahr abgeschlossen wurden, gab Direktor Haniel Kenntnis von der Fertigstellung des Umbaus des Schachtes I der Zeche Jacobi, dem Abschluß der Grundüberholung der Batterie IV der Kokerei Zeche Jacobi und der Inbetriebnahme des 21-MW-Hochdruck-Kondensations-Turbogenerators im Kraftwerk Zeche Osterfeld, wodurch die installierte Leistung der HOAG-Zechen-Kraftwerke auf 190000 kW anstieg. Schließlich bezeichnete Vorstandsmitglied Haniel es als besonders erfreulich, daß es gelungen sei, das vergangene Geschäftsjahr ohne Feierschichten zu durchstehen.

Das günstige Bild ändere sich jedoch, wenn man in die Einzelheiten einsteige. Das gute Förderergebnis von 4,7 Mill. Tonnen sei allein auf die hohe Förderung der ersten sechs Monate des Geschäftsjahres zurückzuführen. Dagegen sei in der zweiten Jahreshälfte die Förderung weit über das saisonübliche Maß zurückgegangen, um erst im September wieder etwas anzusteigen. Immer noch aber bleibe sie weit hinter den Zahlen der ersten Jahreshälfte zurück.

Die Verluste, die der Fördereinbruch gebracht habe, wögen um so schwerer, da auch kostensteigernde Faktoren im Laufe des Geschäftsjahres hinzugekommen seien. Hierbei erwähnte Direktor Haniel die Lohn- und Gehaltserhöhungen vom 1. Juni 1960 sowie vom 1. Juli 1961, die nur zum Teil durch Verbesserung der Schichtleistung hätten wettgemacht werden können. Während der Durchschnittslohn im Untertagebetrieb je Mann und Schicht sich gegenüber dem voraufgegangenen Geschäftsjahr um 9,5 Prozent erhöht habe, sei die Untertageleistung — wie übrigens im Gesamtruhrbergbau — nur um 7,0 Prozent gestiegen. Damit übersteige nun auch bei dem HOAG-Bergbau der Anstieg von Löhnen und Gehältern den Produktivitätsfortschritt. Was die Entwicklung des Realverdienstes angehe, so ließe sich feststellen, daß die deutschen Arbeitnehmer im Vergleich zu anderen Ländern weit besser abgeschnitten hätten als die meisten ihrer westeuropäischen Kollegen. Auch hinsichtlich Arbeitszeitverkürzung habe kein anderes westeuropäisches Land sich ein derartiges Tempo geleistet wie die Bundesrepublik. So sehr man auch stolz sein könne auf das Erreichte, könne man jedoch nicht umhin, auf die großen und nachhaltigen Gefahren hinzuweisen, die sich aus der geschilderten Situation für die gesamte Wirtschaft ergäben. Direktor Haniel betonte mit Nachdruck, daß es eine altbekannte Tatsache sei, daß man auf die Dauer nicht über seine Verhältnisse leben könne.

Neben der Erhöhung bei Löhnen und Gehältern habe der Preisanstieg für Maschinen und Material die Kostenrechnung weiter belastet. Darüber hinaus kämen in Gestalt der angekündigten Beitragserhöhung bei der Ruhrknappschaft und bei der Bergbau-Berufsgenossenschaft weitere Kostenerhöhungen auf die Unternehmen zu.

Da diesen kostensteigenden Faktoren auf der Erlösseite keine Mehreinnahmen gegenüberständen, der Bergbau vielmehr Preisnachlässe sowohl bei Kohle und Koks als auch bei den Kohlenwertstoffen habe hinnehmen müssen, könnten einschneidende Maßnahmen nicht ausbleiben. Der HOAG-Bergbau werde daher versuchen, durch weitere technische und organisatorische Verbesserungen, zu denen vor allem die Zusammenfassung der Zechen Franz Haniel und Jacobi zu einer Führungseinheit gehöre, die Untertageleistung zu steigern und damit zu einer Senkung der Arbeitskosten zu gelangen. Ferner müßten die Materialkosten durch sparsamste Bewirtschaftung so klein wie möglich gehalten werden. Weitere Ersparnismöglichkeiten lägen in der Senkung der Unfallziffer, obwohl die Unfallzahlen des HOAG-Bergbaus um 15 Prozent unter dem Ruhrdurchschnitt lägen. Man werde auch nicht darum herumkommen, auf dem Gebiet der betrieblichen Sozialpolitik die eine oder andere Einsparung vorzunehmen; wenn auch schweren Herzens, so müsse man sich doch von manchen Einrichtungen trennen. So schmerzlich solche Opfer auch seien, sie wögen dennoch gering gegenüber dem Hauptziel, das man sich für das kommende Jahr zu stecken habe, nämlich die Wirtschaftlichkeit unseres Bergbaus unter allen Umständen zu erhalten. Nur dann sei man in der Lage, der Belegschaft den Arbeitsplatz zu erhalten und auch weiterhin die Löhne und Gehälter zu zahlen, um den Bergmannsberuf auch weiterhin attraktiv zu gestalten.

Sind wir alle Egoisten?

Die „Ellbogen-Philosophie" führt uns gesellschaftspolitisch in eine Sackgasse

Eine bestimmte Gruppe von Lesern unserer Werkzeitschrift wird uns sicher das Recht bestreiten, die Frage: „Sind wir alle Egoisten?" hier zur Diskussion zu stellen. Wir unternehmen den Versuch, auch wenn wir von dieser Seite den Vorwurf hören werden, es könne sich dabei doch nur um eine Moralpredigt handeln, für die allenfalls eine Kirchenkanzel der rechte Ort sei, jedoch niemals die Werkzeitschrift, deren Aufgabe es höchstens sein könnte, dafür zu sorgen, daß der betriebliche Ärger geringer wird. Schließlich werden wir aus dieser kritischen Gruppe auch das alte Argument vorgesetzt bekommen, die Werkzeitschrift sei nicht der geeignete Erziehungsberechtigte ihrer Leser.

Daß solche Reaktionen möglich und bei einigen sogar wahrscheinlich sind, zeigt, daß wir uns ungern an Eigenschaften erinnern, über die wir uns zwar tagtäglich entrüsten, aber den Anlaß für diese Entrüstung zunächst einmal im Verhalten unserer Mitmenschen suchen. Wir beklagen uns beispielsweise über das Gedrängel in der Straßenbahn, über die rücksichtslosen Autofahrer, über die weggeworfenen Abfälle in Parkanlagen, auf Camping- und Rastplätzen, über den mißmutigen Kollegen im Büro. Jeder kennt solche und andere Beispiele aus eigenen Erfahrungen.

Es ist aber nun durchaus nicht so, als zählten Selbstzucht und Egoismus zu jenen Alltagsteufeln, von denen lediglich unsere Mitmenschen befallen werden, während wir selbst davon verschont bleiben. Die Vermutung liegt nahe, daß wir auf diese nicht gerade sehr überzeugende Weise lediglich nach einer Ausrede suchen, um uns davor drücken zu können, näher auf das Thema einzugehen. Jeder von uns ist, wenn es um Untugenden geht, sein bester Verteidiger.

SELBSTDISZIPLIN!

Und wenn uns gar keine Entschuldigung mehr einfällt, retten wir uns mit der Redensart: Der Egoismus der anderen verführe, ja zwinge uns dazu, auch egoistisch zu reagieren. Damit ist man dann bei der bequemen Ausrede gelandet, die schon von Kindern als Fluchtweg benutzt wird: der andere hat angefangen.

Warum uns dieser leidige Tatbestand aber in einer Werkzeitschrift beschäftigt, ist ganz einfach, die nüchterne Erkenntnis, daß ein Zusammenleben der Menschen auf engem Raum, sei es im Betrieb, in einem Mietshaus, auf den Straßen oder wo immer, ohne ein bescheidenes Maß Selbstdisziplin zur Qual werden kann. Und wir meinen sogar, daß der Egoismus die wichtigste Ursache für die Unzufriedenheit ist, die uns bei vielen Menschen — trotz des gehobenen Lebensstandards — auffällt und die uns auch an uns selbst stört. Denn in Wirklichkeit ärgern wir uns ja nicht bloß über die anderen, sondern oft genug über uns selbst.

Hier muß man darauf hinweisen, daß unsere Tugenden und Untugenden nicht nur die Folgen dementsprechender Erbanlagen darstellen. So sind beispielsweise Fleiß, Sauberkeit und Hilfsbereitschaft auf der einen, Neid, Egoismus und Prunksucht auf der anderen Seite Eigenschaften, die man fördern, die man aber ebensogut einschränken kann. Die Ordnung, die die Menschen für ihr Zusammenleben wählen, das gute oder schlechte Beispiel, das die Vertreter der Behörden und der Institutionen des Staates geben; die Tendenz der Gesetze, die verabschiedet werden; die Grundsätze, nach denen die Gesellschaftspolitik gestaltet wird; das Wirtschaftssystem, in dem die Menschen leben und arbeiten, — das alles übt einen starken Einfluß auf den Charakter der Menschen und auf das politische und soziale Verhalten eines Volkes aus.

ZU HOCH BEZAHLT

Die Erfolge, die wir mit unserer Wirtschaftsordnung und unseren Wettbewerbsmethoden in den letzten zehn Jahren erzielt haben, brauchen keineswegs verkleinert oder geleugnet zu werden. Dennoch wird man sagen müssen: sie sind hoch bezahlt worden, — zu hoch, wie manche meinen. Im Preis enthalten ist beispielsweise eine Aufwertung des Egoismus, der geradezu als der Schlüssel zu Erfolg und Wohlstand betrachtet wird. Die Rechtfertigung, die man zu hören bekommt, lautet ganz simpel: Wer seinen Platz an der Sonne behaupten oder — wenn er noch keinen besitzt — im Begriff ist, sich einen solchen Platz zu erobern, der müsse seine Ellbogen gebrauchen. Wenn man es beim täglichen Wettbewerb zu etwas bringen und nicht ins dritte Glied abgeschoben werden will, dann dürfe man ja auch nicht zimperlich sein. Skrupel und Gewissensbisse schadeten dem Geschäftserfolg, seien dem gesunden Gewinnstreben abträglich und verringerten die Chance, bei der permanenten Wohlstandsauktion möglichst häufig den Zuschlag zu erhalten. Wenn sich alle an diese Regeln hielten, seien sie schließlich auch für alle von



Sandwich des Rücksichtslosen

Nutzen, — mit Ausnahme freilich der weichen Gemüter und der allzu gewissenhaften Zeitgenossen; die gerieten dabei ins Hintertreffen, hätten es aber auch nicht anders verdient. Der Kampf ums tägliche Brot erfordere nun einmal — vor allem, wenn es sich um belegtes Brot handeln soll — härtere Methoden. Jeder müsse bestrebt sein, daß es ihm gut gehe, daß es ihm möglichst von Jahr zu Jahr besser gehe, daß er heute einiges, morgen viel und übermorgen noch mehr besitzen und sich leisten könne. Das aber sei mit sittsamen Verhaltungsweisen, mit Rücksichtnahme auf den Nachbarn, mit bescheideneren Ansprüchen nicht zu bewerkstelligen. Alles andere sei weltfremdes Gerede von Leuten, die irgendein Umstand daran gehindert habe, Heidenmissionar oder Verfasser von Hirtenbriefen zu werden.

Krupp Corporate Archives

Das hört sich, wenn man nicht weiter darüber nachdenkt, sehr gescheit, sehr nüchtern, sehr realistisch, ja sogar ehrlich an. Bei näherem Zusehen entpuppt es sich jedoch als ein erbärmliches Armutszeugnis; man erkennt schnell, daß jenen, die sich darauf berufen, außer Umschreibungen für das Motto: „Jeder für sich selbst, und der Teufel hole den Nächsten", absolut nichts mehr einfällt. Ihr Denken beginnt beim materiellen Wohlstand; ihr Denken hört auch damit auf.

DIE ERSTEN WARNZEICHEN

Die Wirkung dieses Rezeptes ist alles andere als eine gesamte Ordnung. Die Erfahrungen der letzten zehn Jahre zeigen uns, daß der Anteil mitmenschlicher Solidarität immer geringer wird, der Anteil konkurrierender Rivalität dagegen wächst. Das ist ein ernstes Alarmzeichen. Und auch auf die Gefahr hin, von denen verlacht zu werden, die im zweiten Stock noch feiern, obwohl es im Erdgeschoß bereits brennt, muß man auf die Gefahren hinweisen und überlegen, wie man Abhilfe schaffen kann.

Das ist die verhängnisvolle Auswirkung des Egoismus: Immer mehr Menschen kümmern sich nur noch um sich selbst, immer weniger Menschen machen sich ernsthaft Sorge um unsere Demokratie, um die Wiedervereinigung, um die Notlage der öffentlichen Sozialeinrichtungen. Immer mehr Menschen werden unter dieser Ordnung, die auf Egoismus abgestellt ist, dazu veranlaßt, vorrangig oder gar ausschließlich an heute zu denken, an den unmittelbaren Lebensgenuß, der sich jetzt erreichen läßt. Immer weniger Menschen denken an morgen, an die Umwelt und die Ordnung, in der unsere Kinder als Erwachsene leben sollen. Für den privaten Wohlstand des einzelnen ist ein großer Anteil Verantwortungsbewußtsein für die Wohlfahrt aller in Zahlung gegeben worden.

Viele von uns, auch viele unserer verantwortlichen Minister und Politiker, wollen das nicht wahrhaben. Sie beklagen zwar auch den zunehmenden Materialismus, aber am anderen Tage fahren sie wieder mit stolzgeschwellter Brust die statistischen Kurven ihrer Erfolgsbilanzen nach. Sie beklagen im Grunde genommen nichts anderes als die Folgen jener Ursachen, die sie unermüdlich loben.

DER ZWEIFEL WÄCHST

Unter der auf Hochglanz polierten Oberfläche breitet sich jedoch bei einer wachsenden Zahl sich verantwortlich fühlender Menschen ein beunruhigender Zweifel aus. Es handelt sich bei diesen Mitmenschen um ganz normale Zeitgenossen, die sich weder durch besondere Tugenden auszeichnen noch durch ein Gelübde einander verbunden sind. Sie verschweigen ihren Zweifel und ihr Unbehagen nicht, sondern reden darüber, ganz gleich, ob sie Politiker oder Publizisten, Handwerker oder Angestellte, Theologen oder Arbeiter von Beruf sind. Sie haben sich auch daran gewöhnt, daß man ihnen Neidkomplexe vorwirft, wenn sie selbst noch kein Auto haben; oder sie als undankbare Nutznießer verunglimpft, wenn sie schon ein Auto haben, — wobei hier „Auto" stellvertretend für viele andere materielle Lebensgüter gemeint ist. Ihre Meinung kann in einem Satz etwa so zusammengefaßt werden: Die Steigerung des Lebensstandards ist ein erstrebenswertes Ziel, aber diese Steigerung darf nicht mit der Zunahme des Egoismus erkauft werden, und schon gar nicht darf dieser Egoismus gefördert, angestachelt, stillschweigend geduldet werden.

Es wäre ein allzu billiger Trost, wollte man daraus die Schlußfolgerung ziehen, es sei also offenbar jemand da, der gegen den Egoismus zu Felde ziehe; man solle diese Leute gewähren, sie öffentlich reden und schreiben lassen, denn solange sie sich zu Wort meldeten, könne es ja nicht ganz so schlimm sein. Wir sind leicht in Gefahr, den Hinweis auf diese mahnenden Stimmen als Alibi zu mißbrauchen, damit wir unser eigenes Verhalten nicht zu ändern brauchen. Wir alle aber, ob Einzelhändler oder Hüttenwerker, ob Abgeordneter oder leitender Angestellter, ob Werkzeitungsredakteur oder Arzt, müssen uns den Verlockungen des Egoismus widersetzen. Das ist um so notwendiger, weil ein großer Teil der Wirtschaftswerbung an unseren Egoismus, an Karriere-Geiz und Bereicherungshunger appelliert. Sie hat es nicht schwer: Den meisten von uns ist von Natur aus eine gehörige, wenn auch unterschiedlich große Portion Egoismus mitgegeben. Jeder weiß das, man kann es in der eigenen Familie erleben und auf jedem Schulhof oder Spielplatz beobachten. Alle Erziehung und Selbsterziehung wäre jedoch überflüssig, wollten wir uns untätig damit abfinden.

Noch eine andere Überlegung gehört hierhin: Aus der kleinen Welt des einzelnen mit seiner privaten Umgebung und den Mitmenschen, die er kennt, bis zur großen Welt aller Menschen, dem Zusammenleben der Staaten und Völker, die sich oft nicht kennen, ist es kein so großer Sprung. Gewiß, es handelt sich hier um andere Größenordnungen, aber grundsätzlich besteht zwischen dem privaten Egoismus und dem organisierten Egoismus kein Unterschied. Es ist eine Selbsttäuschung, mit ehrlichem Eifer gegen den nationalen, konfessionellen, ideologischen oder rassischen Egoismus zu demonstrieren, im eigenen Lebenskreis aber dem Gesetz des eigenen Nutzens alle anderen Überlegungen unterzuordnen.

Vielleicht liegt eine Ursache für den Widerspruch zwischen dem Maßstab, den wir an uns selbst legen, und den Anforderungen, mit denen wir das Verhalten anderer messen, darin, daß wir schärfer und sicherer zwischen Recht und Unrecht, zwischen Fairneß und Betrügerei, zwischen Redlichkeit und Heuchelei unterscheiden können, wenn wir nicht unmittelbar beteiligt sind.

SCHMUTZIGER ERFOLG

Aber in unserem eigenen Bereich sind wir unmittelbar beteiligt. Wir sind mit dafür verantwortlich, welche Ordnung oder Unordnung in unserem Lebenskreis herrscht. Denken wir daran, wieviel Zwietracht und Zank, Neid und Ärger der Egoismus in unserem Alltagsleben verschuldet, welche Unzufriedenheit er hervorruft, — dann darf es eigentlich nicht schwerfallen, einzusehen, daß wir letztlich selbst den Schaden haben. Man braucht also gar nicht nach ethischen Begründungen oder politischen Konsequenzen zu fragen, die ja beide heute nur ein bescheidenes Echo finden. Man braucht sich auch nicht in die ungewohnte und unerwünschte Rolle eines Asketen zu versetzen, um zu verstehen, daß der Egoismus uns zu korrumpieren droht, daß wir uns mit unserem Egoismus selbst betrügen. Und selbst wenn er uns Erfolge verschafft, wenn er uns zum Wohlstand verholfen hätte, — es wäre nicht nur ein schmutziger Erfolg, sondern es bliebe uns auch die Angst, ein anderer könnte in der Anwendung des Egoismus tüchtiger, gerissener, raffinierter sein. Uns bliebe dann nicht einmal der karge Trost, wenn wir betrogen werden, Opfer eines himmelschreienden Unrechts zu sein. Der andere hat ja nur unser eigenes Rezept angewendet. Wer dieser „Andere" ist, ob unser Nachbar, unser Kollege oder ein anderer Staatsmann, das ist dann belanglos. Und es ist auch belanglos, aus welcher Himmelsrichtung er kommt.

Wenn wir in der Meinung übereinstimmen, daß die menschliche Gesellschaft etwas anderes ist als eine Masse raffgieriger und rücksichtsloser auf ihren Vorteil bedachter Lebewesen, die nur mit etlicher Mühe durch Staatsanwalt und Polizei an offenkundigen Gesetzwidrigkeiten gehindert werden, dann müssen wir mit der Überprüfung und Korrektur unseres eigenen Verhaltens beginnen, — denn wir bilden gemeinsam die Gesellschaft in unserem Staat. Vielleicht gewinnen wir dann auch ein wenig mehr Mut, um uns jenen sich gescheit dünkenden und so eitelgeschwätzigen Mitmenschen zu widersetzen, die in der Gesellschaft ein Spekulationsobjekt sehen, das sie um ihres eigenen Profits willen ausbeuten.

Es ist aber damit nicht getan, daß viele einzelne von uns diesen Sachverhalt einsehen und bei sich und in ihrer eigenen Umwelt eine andere Verhaltensweise praktizieren, deren Inhalt und Methoden nicht dem Handbuch des Egoismus entnommen sind. Wir müssen auch dafür sorgen, daß die Institutionen unserer Gesellschaft, die Einrichtungen unseres Staates und die Grundlagen unserer Wirtschaft eine Überprüfung und notfalls eine Säuberung erfahren. Haß und Toleranz, Eigennutz und gegenseitige Rücksichtnahme, das sind keine unveränderlichen Größen. Diejenigen, die für die Ordnung im Staat in erster Linie verantwortlich sind, unsere Politiker und Volksvertreter, müssen von uns aufgefordert, bedrängt, notfalls gezwungen werden, mit Hilfe von Gesetzen und ebenso mit Hilfe von vorbildlichen Beispielen den in den letzten Jahren aufgepeitschten Egoismus wieder zu dämpfen.



Unbeirrt sein Ziel im Auge behalten.

Wir können diese Forderung um so glaubwürdiger und nachdrücklicher an andere richten, je bereitwilliger wir bei uns selbst beginnen. Es ist alles andere als Moralisiererei, wenn wir uns gegenseitig an die Notwendigkeit dieser freiwilligen gesellschaftlichen Selbstkontrolle erinnern.

Alfred Horné

Wohlstand – und was kommt danach? / Fortsetzung von Seite 185

bände, Gewerkschaften, Vereine kraft der Zahl der hinter ihnen stehenden „Interessenten" auch den schwächeren Gliedern der menschlichen Gesellschaft ein Stück Macht und Einfluß verleihen. Das Koalitionsprinzip der Gewerkschaften ist Vorbild für die gesamte Gesellschaft geworden, wir leben in einer Gesellschaft der Koalitionen.

Damit ist aber auch zugleich gesagt, wo die schwachen Stellen unserer Gesellschaft liegen. In einer bis zur Perfektion „gruppierten" Gesellschaft, in der sich die Machtpositionen gegenseitig die Waage halten, können sich die Anteile der Gruppen am wirtschaftlichen Ergebnis der Gesamtleistung kaum noch verschieben. Machtkämpfe enden ergebnislos. Keine Gruppe kann sich an die Spitze setzen. Es entsteht bei aller wirtschaftlichen Dynamik eine Gesellschaftsordnung, die genaugenommen ein Gleichgewichtszustand ist. Gleichwohl darf man die Kehrseite dieser neuartigen Verbindung von Sicherheit und Freiheit nicht übersehen. Wenn die Anteile am Sozialprodukt gewissermaßen einfrieren, werden auch solche Änderungen erschwert oder gar unmöglich, die sinnvoll und berechtigt wären. Da sich andererseits die Führung jeder einzelnen Gruppe vor ihren Mitgliedern durch Erfolge immer wieder bestätigen muß, wird man das effektive Einfrieren der Anteile nicht zugeben, sondern durch Scheinerfolge zu überspielen versuchen. Aus diesem Grunde werden die Ansprüche immer höher geschraubt. Die stärkste Gruppe, meist die der begehrtesten Arbeiter, geht voran, andere Arbeitnehmer folgen, dann die Beamten, die Rentner, die Hausbesitzer, die Bauern, die Handwerker — und so fort. Zum Schluß haben alle scheinbar — mehr, und in Wirklichkeit doch wieder nicht mehr, als sie ohnehin gehabt hätten, weil die Anteile gleich geblieben sind und weil sich der Gesamtkuchen nur einmal verteilen läßt. Aber weil man sich mit den Ansprüchen gegenseitig zu überbieten versucht, drohen die Anforderungen an die verfügbare Gütermenge ständig das Angebot zu überflügeln, die Preise erhalten steigende Tendenz, und die Frage stellt sich, wohin das schließlich führen soll, ob sich die Güterproduktion denn immer weiter vermehren kann und ob in solcher Steigerung das letzte Ziel allen Wirtschaftens zu erblicken ist. Mit dieser Frage wird zugleich der Wunsch nach einer „Ordnung" sichtbar, die sich nicht in dem Gleichgewicht der Gruppen erschöpft, sondern sich als sinnvoll gestaltende Kraft erweist, und wenn wir das „Unbehagen" am Wohlstand und die Frage nach dem Wesen des „Wirtschaftswunders" richtig deuten, so zeigt sich gerade darin, daß dieses Wunder, vielfach noch unbewußt, an Kraft gewinnt.

Das Bedürfnis nach der Lösung gesellschaftlicher Ordnungsaufgaben wird in der nächsten Zeit wachsen. Es ist nicht schwierig, die Kraftwagenproduktion weiter zu steigern, aber werden die Städte noch bewohnbar bleiben? Die chemische Industrie ist jedem Bedarf gewachsen, aber sollen die Dunstwolken über den Industriegebieten noch dichter werden? Es ist kein Problem, neue Fabriken zu errichten, aber soll nirgends unberührte Natur bleiben? Solche und ähnliche Fragen werden heute mehr und mehr gestellt. Sie werden in den nächsten Jahren stärker in den Vordergrund treten. Damit stellen sich größere Ansprüche an die politischen Ordnungsfunktionen der Organe der Gesellschaft, des Staates und der Gemeinden, die bisher durch die Bemühungen um den Ausgleich zwischen den Gruppen allzu stark beansprucht schienen. Wenn die Gesellschaft diesen Ansprüchen gewachsen sein soll, so muß sich deutlicher als bisher aus den verschiedenen Gruppen eine gemeinsame Elite herausheben, welche die durchaus berechtigte Interessenvertretung in das übergeordnete Gesamtinteresse einordnet. Eliten zeichnen sich dadurch aus, daß sie die eigenen Interessen nur im größeren Zusammenhang des gesellschaftlichen Lebens sehen und danach handeln.

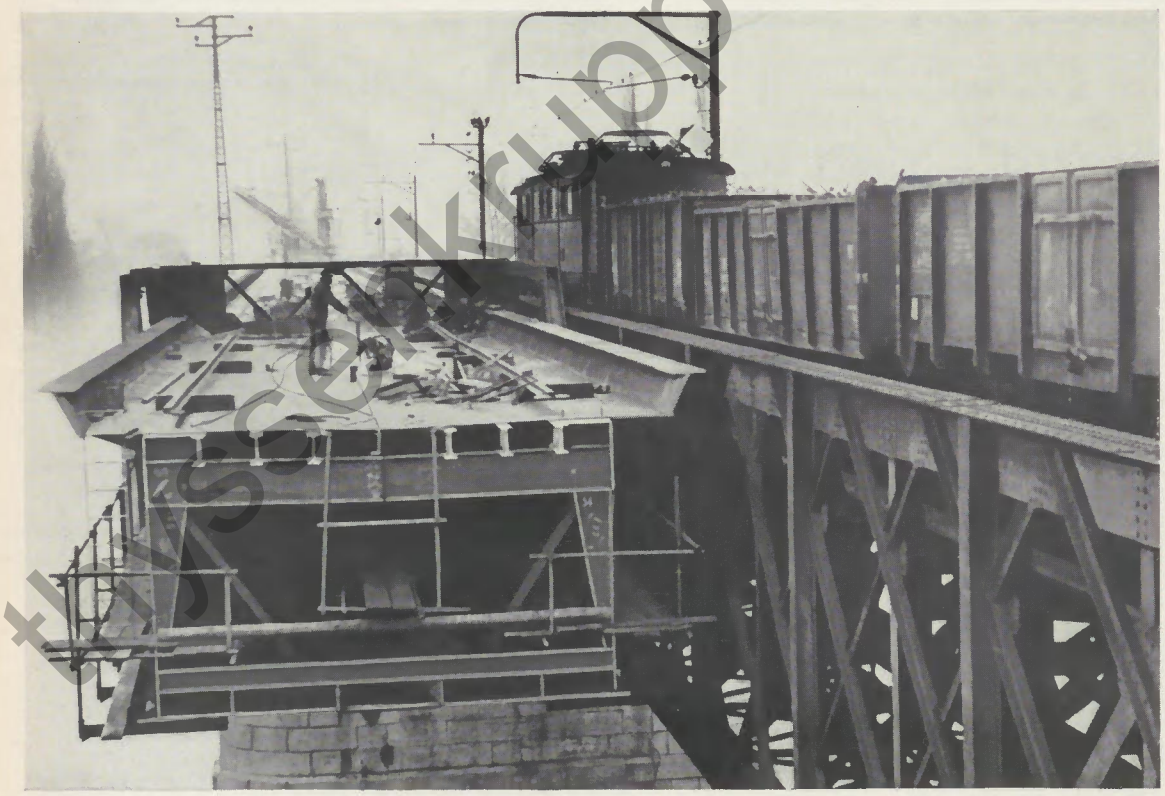
Ob sich die geistigen Fundamente unserer Wirtschaft in den nächsten Jahren stärken oder schwächen werden und ob die Anzeichen von Selbstbesinnung und Ernüchterung, von denen Ludwig Erhard kürzlich sprach, einem „Behagen am Wohlstand" weichen werden, das hängt damit nicht zuletzt von der gesellschaftlichen Reife ab, die unser Volk beweisen wird.

Krupp Corporate Archives



Eine geschweißte Rheinbrücke

Von den 52 Brücken, die zwischen Rheinfelden und Rotterdam, also vom Beginn der Schiffahrtsstrecke an bis zur Mündung in die Nordsee, den Rhein überqueren, wird der Brückenbauer die gegenwärtig in Basel im Bau befindliche Eisenbahnbrücke mit besonderem Interesse betrachten. Und zwar ist diese Brücke in erster Linie beachtenswert wegen ihrer neuartigen Konstruktionsformen, die sich nicht zuletzt dadurch ergeben, daß die Brücke in geschweißter Bauweise errichtet wird. Die neue zweigleisige Brücke soll ein altes eingleisiges Brückenwerk aus dem Jahre 1872 ersetzen und die zu beiden Seiten des Rheins gelegenen Bahnhöfe Basel Badischer Bahnhof und Basel Schweizerischer Bahnhof verbinden. Auftraggeber ist die Schweizerische Bundesbahn (SBB), Sektion Brückenbau. Ausführende Firmen sind die Buss AG, Basel, und die Lais AG, Basel. In den Händen der Buss AG liegen Projektierung, Federführung und Montage, während die Herstellung als Gemeinschaftsarbeit durchgeführt wird.



▲ Unmittelbar neben der alten eingleisigen, genieteten Gitterfachwerk-Brücke aus dem Jahre 1872, über die gerade ein Güterzug hinwegfährt, entsteht die neue zweigleisige Eisenbahnbrücke über den Rhein. Unser Bild läßt einen Kastenquerschnitt des Bauwerkes erkennen. Die Brücke ist eine Schweißkonstruktion, bei der weitgehend der Sonderbaustahl HOAG 50 FK verwandt wurde.

Eine geschweißte Eisenbahnbrücke über den Rhein. — — Das hätte man vor drei Jahrzehnten noch für unmöglich gehalten. Doch neue hochwertige Baustähle sowie das Vordringen der Schweißtechnik führten im Brückenbau zu neuen, verbesserten Konstruktionen, die eine ganz erhebliche Herabsetzung der Baugewichte möglich machten. So wird das Stahlgewicht der neuen Baseler Rheinbrücke, einschließlich der Lager, Gehwegkonstruktion, Geländer und Masten, nur etwa 1080 t betragen. Dagegen weist die alte Brücke, die — weil nur einspurig — kein reales Vergleichsobjekt ist, ein Stahlgewicht von 680 t auf. Eine wesentlich bessere Gegenüberstellung läßt ein kurz vor dem zweiten Weltkrieg ausgearbeitetes zweigleisiges Projekt zu, das wegen der Zeitumstände nicht zur Ausführung kam, dessen Stahlgewicht jedoch mit 1711 t angegeben wurde. Der Übergang von der genieteten zur geschweißten Konstruktion und die dadurch möglich gewordene Entwicklung

▼ Sozusagen unter den Augen der Polizei wird hier ein Teil der Brücke einer Belastungsprobe unterzogen. Darüber hinaus werden alle Schweißnähte lückenlos überprüft.



thyssenkrupp Corporate Archives

neuer Konstruktionsformen sind mithin der Grund dafür, daß die neue Brücke nur 63 Prozent des Gewichtes des vor rund zwei Jahrzehnten geplanten Bauwerkes haben wird. Der dadurch zum Ausdruck kommende technische Fortschritt und die damit verbundene Kosteneinsparung ergeben sich aus der Anpassungsfähigkeit und der Elastizität des Werkstoffs Stahl, wodurch dem Stahlbau weiterhin große Anwendungsgebiete erschlossen werden.

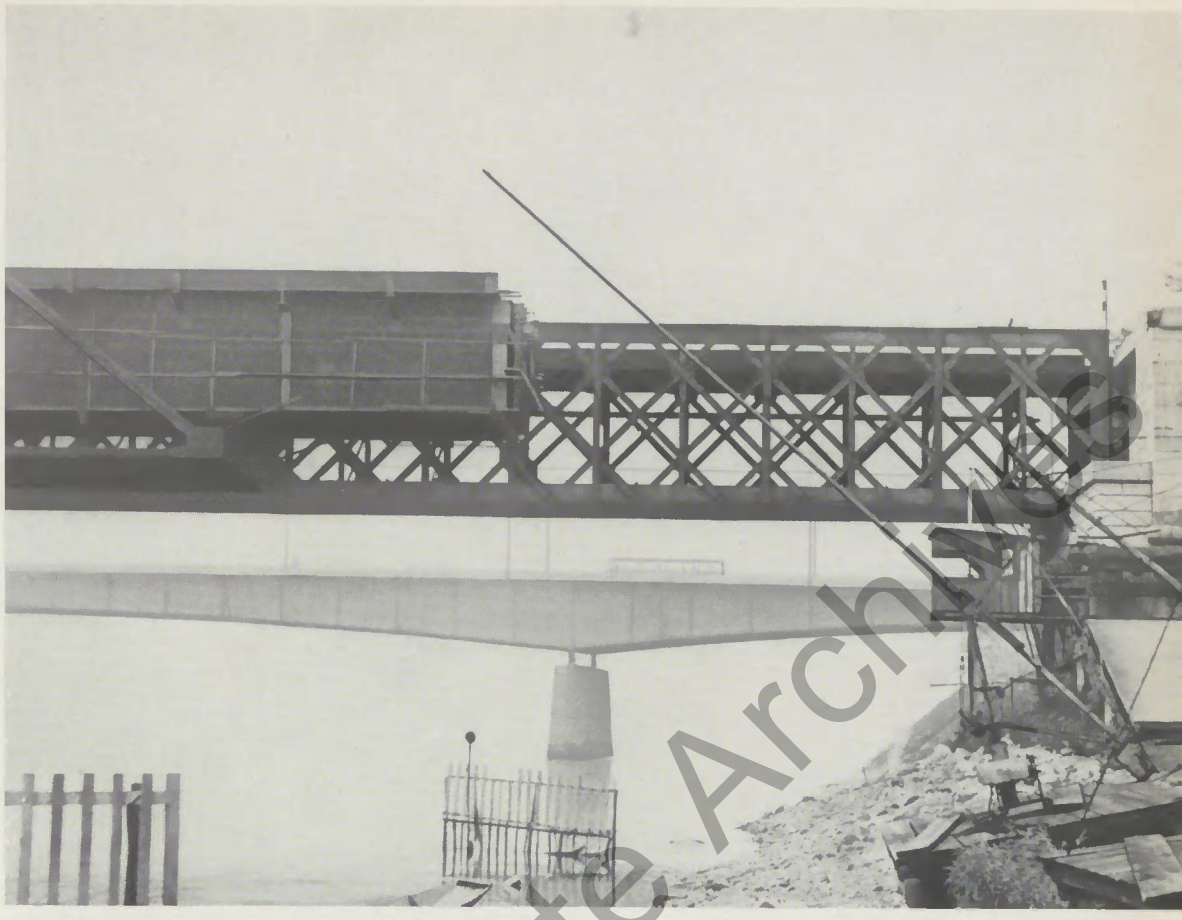
900 t HOAG-SONDERBAUSTAHL 50 FK

Nicht zuletzt waren es die technisch-wissenschaftlichen Leistungen der Hüttenindustrie, die die Konstrukteure zu immer neuen Taten anspornten. So wird die neue Baseler Rheinbrücke für uns dadurch besonders interessant, weil sie weitgehendst aus unserem Sonderbaustahl HOAG 50 FK errichtet wird. Und zwar wurden 900 t dieses Feinkorn-Sonderbaustahls nach Basel geliefert.

Mit der Einführung der Schweißtechnik in den Stahlbau war verbunden — insbesondere für dauerbeanspruchte Bauwerke — die Entwicklung hochfester, trennbruchsicherer Stähle, die als eine wichtige Voraussetzung für die Sicherheit des Bauwerks notwendig sind. Unser Sonderbaustahl 50 FK bietet durch seine Eigenschaften hierfür die beste Gewähr; er empfiehlt sich bekanntlich für geschweißte Konstruktionen, und zwar für Behälter, Tanks, Maschinen, Apparate, Druckrohrleitungen und Brücken. Im Brückenbau hat sich HOAG 50 FK nicht zuletzt deswegen durchgesetzt, weil er sowohl von Hand als auch automatisch einwandfrei schweißbar ist und für Gasschmelz- und Lichtbogenschweißung mit umhüllten Elektroden sowie für verdeckte Lichtbogenschweißung bei den in Europa auftretenden niedrigsten Temperaturen erprobt ist.

WICHTIGE INTERNATIONALE VERBINDUNG

Die neue Baseler Rheinbrücke wird insgesamt 215,28 m lang. Die beiden Mittelöffnungen für die Schiffahrt sind je 54 m breit und 7 m hoch. Die Spannweiten der Brücke: 48,24 + 59,40 + 59,40 + 48,24 m. Die Fahrbahn, woran sich auf einer Seite ein 0,84 m breiter Dienstweg für das Eisenbahnpersonal und auf der anderen Seite ein 1,50 m breiter Gehweg anschließt, wird gebildet durch einen 7,20 m breiten sogenannten Stahltrog. Darin liegen die beiden Gleise in einem 40 cm tiefen Schotterbett auf Holzschwellen. Der Gleisabstand beträgt 4 m. Außerdem nimmt die Brücke ein Betonkabelbecken der SBB auf, einen Kabelsteg, ein 60 cm dickes Wasserrohr und zwei je 30 cm dicke Gasrohre. Über die Brücke führt der gesamte über den St. Gotthard gehende Nord-Süd-Verkehr. So ist die Brücke eine überaus wichtige Verbindung zwischen Deutschland und der Schweiz und darüber hinaus für den internationalen Zugverkehr



▲ Vor dem Gitterfachwerk der alten Eisenbahnbrücke schiebt sich die neue Brücke Meter um Meter dem rechtsrheinischen Ufer entgegen. Weiter dahinter: die St.-Alban-Brücke, eine Straßenbrücke. Während die moderne Bauweise durch Kastenkonstruktion sich bei Straßenbrücken schon länger durchgesetzt hat, zeigt sich bei Eisenbahnbrücken eine ähnliche Entwicklung erst später.

alte eingleisige Brücke bei weitem überbeansprucht; trotz verschiedentlicher Verstärkung war sie Belastungsbeschränkungen unterworfen. Der Neubau einer zweigleisigen Brücke war daher seit längerer Zeit erforderlich geworden; Anfang nächsten Jahres soll sie in Betrieb genommen werden.

Übrigens wird die Brücke bereits während des Baus laufenden Belastungsproben durch einen sogenannten Lastenzug unterworfen. Ebenso wird eine lückenlose Überprüfung aller Schweißnähte durch einen Prüfplan gewährleistet. Dabei werden das Ultraschall-, Röntgen-, Isotopen- und Magnetpulver-Prüfverfahren angewandt.



▲ Die bei dem Brückenbau eingesetzten Handschweißer mußten sich vor ihrem Einsatz einer Prüfung durch den Aufsichtsdienst der Schweizerischen Bundesbahn unterziehen.

von und nach Italien. Wenn der eine oder andere im nächsten Jahr wieder „gen Süden" reisen sollte, wird er sich in Basel sicherlich daran erinnern, daß er bei der Überquerung des Rheins über eine in Schweißkonstruktion erstellte Brücke aus Oberhausener Stahl rollt.

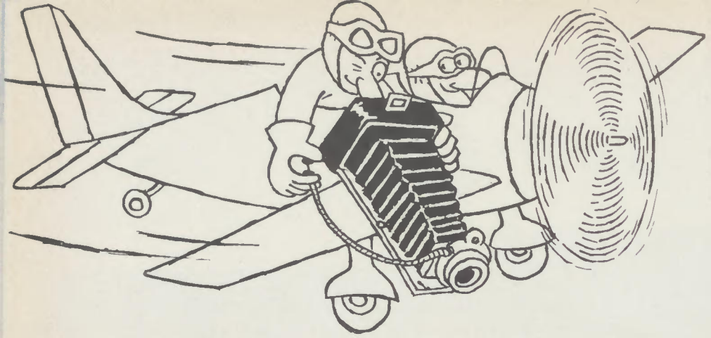
Fast alle zehn Minuten fährt ein Zug über die Brücke, zumal die Eisenbahnverbindung zu den rechtsrheinisch gelegenen Baseler Hafenanlagen ebenfalls hierüber führt. Durch diese starke Verkehrsbelastung war die fast 90 Jahre

Basel – Brückenstadt mit Tradition



Wo sich der Rhein den Bergen des Jura-Gebirges und des Schwarzwaldes entwindet und in die Rheinebene eintritt, dort, wo die Schweiz, Frankreich und Deutschland eine Drei-Länder-Ecke bilden, liegt Basel, das „goldene Tor zur Schweiz". Basels Lage am großen Straßenkreuz Mitteleuropas ist es in der Tat gewesen, was der Stadt ihre erste Lebensberechtigung gegeben und sie groß gemacht hat. Es herrscht in Basel gewissermaßen das Fluidum des Verbindenden, das in Brückenbauwerken seinen besonderen Ausdruck findet. Daß hier eine der ersten festen Brücken, übrigens während vieler Jahrhunderte die einzige zwischen Konstanz und der Nordsee, über den Rhein führte, erscheint nur als zwangsläufige Folge dieser geografischen Situation. Die Tatsache aber, daß der Brückenbau im Jahre 1225, also unmittelbar nach der Öffnung des Gotthard-Passes, zustande kam, weist auf die Bedeutung hin, die Basel durch den Verkehr zwischen Nord und Süd von jeher eingenommen hat. Unser Bild zeigt diese alte Rheinbrücke, die bis zur Mitte aus Holz, auf der anderen Seite aus Stein gebaut war. Es ist ein Motiv aus dem der Schweiz gewidmeten 1. Band von Matthäus Merian, „Topografia Germaniae", erschienen 1642. Übrigens ist der berühmte Kupferstecher Merian — der Chronist Europas, wie er vielfach genannt wird — ein Sohn der Stadt Basel. 1615 stach der junge Künstler seinen großen Stadtprospekt von Basel, die erste bedeutsame Arbeit des berühmten Kupferstechers. Sein Lebenswerk atmet ebenfalls den verbindenden Geist, der von dieser Stadt am Rhein ausgeht.

thyssenkrupp Corporate Archives



Einmotorig über dem Revier



Eigentlich hätte dieses Bild ein Farbfoto werden sollen, denn nur ein Colorbild macht deutlich, wie sehr sich in unmittelbarer Umgebung der Hütte heute bereits Grünflächen ausbreiten. Da ist einmal das Grün der aufgeforsteten Schlackenhalden, zum andern das der Rasenflächen zwischen den Wohnblocks des Knappenviertels. Überhaupt zeigt das Luftbild, wie plamerisch wirkungsvoll man bei der städtebaulichen Umgestaltung des Knappenviertels vorgegangen ist. Wo früher wenig schmucke Ziegelbauten aus der Gründerzeit den aus einigen Bildbänden über das Ruhrgebiet her bekannten trostlosen Eindruck entstehen ließen, läßt nunmehr eine aufgelockerte Bauweise modernen Städtebau erkennen. Wohnblocks, Hochhäuser und Grünflächen bilden ein harmonisches Ganzes, sind ein in sich geschlossener Stadtteil, durch den Oberhausen in seinem Gesamteindruck deutlich gewonnen hat.

Die kleine Maschine zittert startbereit. Neben mir wirft der Pilot noch einen prüfenden Blick auf die Armaturen. Dann läßt er die Motoren auf Touren kommen. Wir setzen ab. Unter uns liegt jetzt der kleine Flugplatz Mülheim, vom strahlenden Licht der Mittagssonne übergossen. Vor dem Hangar stehen — von hier oben wie Spielzeuge erscheinend — die einmotorigen Sportmaschinen. Der Platz wirkt wie ausgestorben. Kein Wunder: Hochbetrieb herrscht auf Sportflugplätzen meist nur samstags und sonntags.

Wie ein glitzernder Streif taucht vor uns die Ruhr auf. Der Fluß, der einer mächtigen Industrielandschaft den Namen gab, schlängelt sich hier zwischen bewaldeten Bergen, Feldern und Wiesen dahin. Links liegt Kettwig. Hinter der Brücke, auf Werden zu, verbreitert sich die Ruhr; ein Stauwehr hat eine Art See entstehen lassen. Verträumt liegen die engen Straßen und Gassen mit ihren zahlreichen bergischen Fachwerkhäusern und der alten Kirche unter uns.

Über die längs der Ruhr sich ausbreitende Scheidt'sche Tuchfabrik hinweg fliegen wir auf's andere Ufer zu. Vor uns breiten sich die Höhen des Niederbergischen aus. Heiligenhaus und Velbert werden sichtbar. Die Maschine wendet um 180 Grad, geht auf Nordwest-Kurs, dem Lauf der Ruhr folgend. Hinter alten Bäumen versteckt, grüßen die beiden charakteristischen Türme von Schloß Hugenpoet zu uns rauf. Dann erkennt man Mintard. Wenige Augenblicke später sind wir über Mülheim. Verkehr flutet über die Mendener Brücke hinweg. Hinter dem Wasserbahnhof die Schloßbrücke mit der Stadthalle und dahinter auf dem rechten Ruhrufer die Hochöfen der Friedrich-Wilhelms-Hütte.

Der Pilot zieht die Maschine leicht nach links. Aus 500 Meter Höhe nimmt sich der Uhlenhorst aus wie ein riesiger Waldkomplex. Auf Süden und Südwesten zu nichts als Wald. Gott sei Dank, daß es unmittelbar an der Peripherie des Reviers soetwas noch gibt. Dann plötzlich vor uns das graue Asphaltband der Autobahn. Laster ziehen ruhig ihre Bahn, fast kriechend bewegen sie sich vorwärts, während Pkw's wie emsige Ameisen daran vorbeischwirren. „Da!" — der Pilot deutet nach unten: Gefährliches Überholmanöver eines Personenautos. Ohne Rücksicht auf den Überholverkehr plötzlich nach links ausgeschwenkt. In der Tat: Aus der Vogelperspektive fallen Autobahn-Verkehrssünder weitaus besser auf. Also gebt der Polizei Flugzeuge!

Im Sonnenlicht schillern die Wedau-Seen wie im Gelände verstreute überdimensionale Spiegel. Die Sicht ist schlechter geworden. Wir sind jetzt drin in der Dunstglocke, die ständig über dem Revier lagert.

Tatsächlich zeigt vom Flugzeug aus der Industrienebel sich stärker als sonst beim Blick von unten nach oben. Vor dem Rhein liegt förmlich eine Wand aus Dunst und Qualm. Hochöfen, Stahlwerke und Werkshallen: Wir überfliegen das Hüttenwerk Huckingen der Mannesmann AG.

Das Bild hat sich geändert. Aus dem Grün der Wiesen und Felder des Ruhrtals und der sich gen Süden anschließenden Wälder ist binnen einer kurzen Minute schmutziges Grau geworden. Dazwischen leuchtet hell das breite Silberband des Rheins, der so wichtigen Verkehrsader des Reviers. 400 Meter hoch über dem Strom haben wir nordwärts abgedreht, dem Lauf des Rheins folgend. Links Rheinhausen mit seinen Werksanlagen, rechts jetzt die Niederrheinische Hütte und sich daran cnschließend die Kupferhütte. Aus Hunderten von Schloten, aus Zechen und Hütten, aus Fabriken und schließlich aus den Kaminen der fast unzählig scheinenden Häuser drängt sich der Qualm, der — so möchte man von hier oben meinen — der Sonne das Licht stiehlt. Tröstlich zu wissen, daß dieser Qualm und Staub da unten Arbeit bedeutet, Brot für viele Tausende!

Das also ist Duisburg, die „Stadt Montan". Aus der Luft betrachtet, ein riesiges Areal der Großindustrie. Förmlich damit zu einer Einheit verwachsen die Flächen mit Häusern. Endlos fast dehnt sich die Stadt am Rhein entlang aus. Auf den Hauptbahnhof zu verdichten sich Schienenstränge zu einem breiten Band; klar gegliedert wirken die Eisenbahnlinien, im Gegensatz zu den Straßen, die unentwirrbar scheinen. Über Meiderich fliegen wir mitten hinein in eine jener rostbraunen Wolken, ausgespien von einem Konverter des unter uns liegenden Werkes. Für einen Augenblick ist rings um uns nur gelbliches Braun. Dann der Ruhrorter Hafen, größter Binnenhafen Europas. Ein Gewimmel von Schleppern und Lastkähnen. Die Größe des Hafens irritiert übrigens: er wirkt aus der Luft kleiner als er in Wirklichkeit ist.

Und schließlich Hamborn und die August-Thyssen-Hütte. Dahinter nun — nach einer leichten Krümmung des Rheins — die GHH-Rheinwerft und der Hafen Walsum. Der hohe Schornstein der Sinteranlage stellt sich auch von oben als Riese dar. Die technische Einheit von der Löschung der Kähne über die Erzbrech- und -klassieranlage bis zur Sinteranlage läßt sich von oben mit einem Blick erfassen. Die Werksbahn-Anlagen runden den Gesamteindruck ab. — — Der Pilot zieht eine Schleife. Auf dem Rhein bugsiert ein Hafenboot — muß wohl die „Barbara" sein — einen Erzkahn auf die Hafeneinfahrt zu. Lebhafter Schiffsverkehr herrscht auf dem Strom. Schleppzüge ziehen rheinauf- und talwärts.

Nun fliegen wir einen leichten Bogen, in nordöstlicher Richtung auf Dinslaken zu. Über die Werksanlagen der Zellstoffwerke Aschaffenburg und der Bergwerksgesellschaft Walsum hinweg bleibt der Rhein in der Ferne zurück. Wie ein mit dem Lineal gezogener Strich sieht das Kanalbett der Emscher aus. Dem Piloten ist die Emscher Orientierungslinie. Oberhausen ist daher einfach nicht zu verfehlen. Außerdem erkennt man jetzt schon in der Ferne den großen Gasometer des Hüttenwerkes, rechts davon die Aufbauten des Hochofens A. Unter uns ist jetzt Holten. Selbst die Schlackenhalde hinter der Klockesbrücke ist von hier aus sichtbar. Unter der linken Tragfläche zeigen sich nun die langhingestreckten Anlagen der Ruhrschleuse.

„500 m" läßt ein Blick auf den Höhenmesser erkennen. Der Pilot zieht den Steuerknüppel leicht auf sich zu. Sacht senkt sich die Schnauze der Maschine nach vornüber. 300 Meter haben wir jetzt noch an Höhe. Tiefer zu gehen verbieten die Flugvorschriften. Aus Sicherheitsgründen. Wir kreisen über der Eisenhütte. An den Schrägaufzügen der Hochöfen klettern Erzkübel empor. Hin und wieder sieht man auch Menschen. Nicht größer als Stecknadelköpfe erscheinen sie aus unserer Höhe. In der Hauptverwaltung sind an der Front zur Essener Straße die meisten der Sonnenmarkisen heruntergelassen. Auf dem Parkplatz steht Wagen an Wagen. Von einem Sonnenstrahl getroffen, blinkt ab und zu eine Windschutzscheibe zu uns herauf. „Kein Wunder", erklärt der Pilot, diese Spiegelung, „daß die alliierten Jabos im Kriege unsere Fahrzeuge aus noch so großer Entfernung erspähten."

Nach Neu-Oberhausen hin verdichtet sich der Dunst. Aufsteigender brauner Rauch läßt unschwer das Thomaswerk erkennen. Über der Kokerei Zeche Osterfeld eine weiße Qualmwolke, wie ein Wattebausch aussehend. Überhaupt ist die Gesamtheit der HOAG-Werksanlagen vom Flugzeug aus mit einem Blick zu übersehen. Dort hinten, wo die Waldlandschaft dem Industrie- und Städtebild ein Ende setzt, der Kraftwerks-Klotz und das markante Doppelstreben-Fördergerüst der Zeche Franz Haniel. Weiter rechts davon Zeche Jacobi. Dann Zeche Osterfeld, von der Seite gesehen, mit der Hütte wie ineinander übergehend erscheinend. — — Unter uns Neu-Oberhausen. Aus Tor 10 an der Osterfelder Straße fährt ein blauer Kombi. Wetten, das ist der HOAG-Postwagen. Abwarten; an der Hauptverwaltung biegt er ein und stellt sich neben den Eingang an der Parkplatz-Seite. So genau läßt sich der Lauf der Dinge aus der Luft verfolgen. Man hat einen großen Überblick und vermag dennoch die Einzelheiten zu verfolgen.

Über dem Knappenviertel wird Planung sichtbar. Wie großzügig die städtebauliche Umgestaltung hier vorgenommen wurde, läßt erst das Luftbild richtig erkennen. Hochhäuser und Wohnblocks bilden eine harmonische Einheit. Dazwischen eingestreut: Grünflächen, inmitten des dominierenden Grau in Grau wohltuend für das Auge. An der Schlackenhalde hochkletterndes Grün, zeigt, wie sehr man bemüht ist, die Verunstaltungen der Natur einzudämmen.

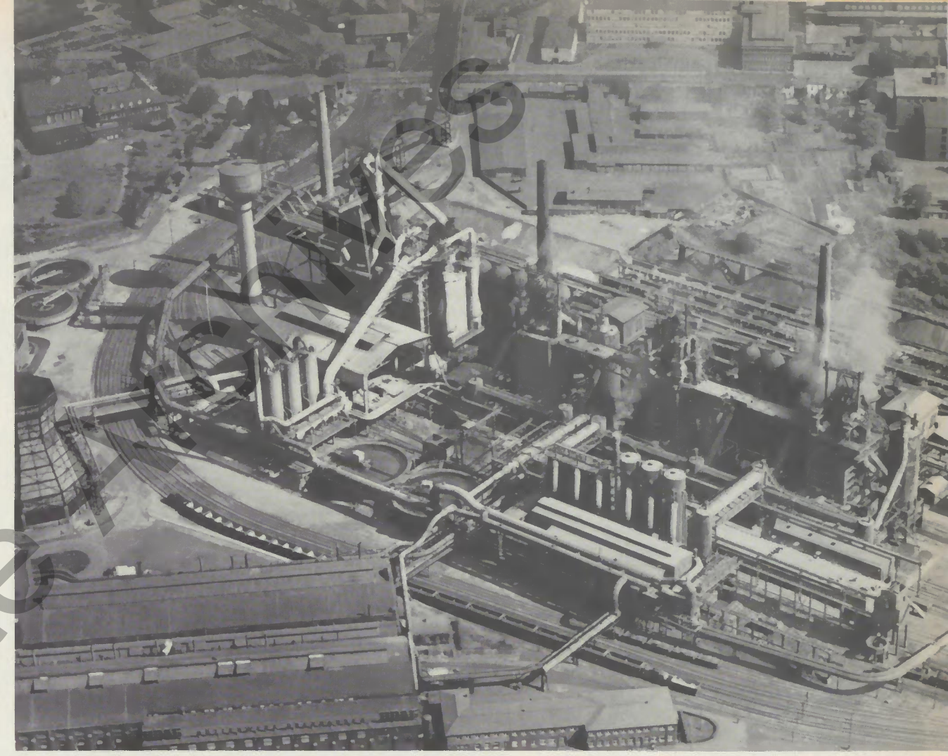
Von oben läßt Oberhausen Gradlinigkeit erkennen. Wie ein Gitterwerk aus senkrecht in waagerecht verlaufenden Straßen offenbart sich die Innenstadt. Die Markstraße ist der dickste Stab in diesem Gitter. — — Wir ziehen mehrere Kreise über der City. Auch von oben wirkt das Rathaus recht dekorativ. Das Gleisbündel hinter dem Bahnhof läßt erahnen, daß Oberhausen ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt ist. Wenig schön allerdings der Anblick der großen Concordia-Halde. Wie ein schwarzer Riesenleib, dunkel und geheimnisvoll, liegt die Halde unter dem Revierhimmel. Jetzt sind wir über dem Rhein-Herne-Kanal. Da ist das Niederrhein-Stadion, leer, genauso wie das Freibad, nicht ein Mensch ist zu sehen. Wir fliegen über Sterkrade dahin. Das Oberhausener Kreuz, Abzweigung der Holland-Autobahn, ist mit der wie eine Riesenbrezel wirkenden Auffahrt nicht zu übersehen. Und jetzt Osterfeld. Vom Flugzeug aus scheint, als sei der Turm von St. Pankratius leicht schief. Der Verschiebebahnhof gewinnt riesige Ausmaße. Und wieder der Kanal. Dahinter die HOAG mit dem Zementwerk und dem gewaltigen Komplex des Stahl- und Walzwerks Neu-Oberhausen. Die Schleife, über Oberhausen gezogen, schließt sich hier.

Zurück zum Flughafen. In Dümpten staut sich vor der Kreuzung B 56/Mellinghofer Straße der Verkehr. Die Ampel am Kämpgens Hof scheint „Rot" anzuzeigen. Wir drehen etwas seitlich ab, auf den Essener Süden zu. Unter der linken Tragfläche nun das Villenviertel Bredeney. Der Landschaftscharakter ist wieder ein ganz anderer. Das Grün überwiegt. Die Luft ist klarer. Im Tal der Baldeneysee, umgeben von Wäldern. Davor Villa Hügel, wie die Akropolis auf einem Bergrücken thronend. Ein Bild voller Ruhe und Stille. Über der Gruga bringt der Pilot die Maschine auf Landekurs. Rechts hinter uns bleibt das Stadtzentrum von Essen zurück. Aus dem Häusermeer recken sich — wie Schwurfinger — Verwaltungshochhäuser in den über der Stadt liegenden Dunstschleier. Doch vor uns taucht jetzt der Flughafen auf.

Die Maschine neigt sich. Wir gleiten über die Dächer eines Bauernhofes hinweg. Und schon haben wir auf der Betonpiste aufgesetzt, rollen aus.

Etwa einhundert Kilometer kreuz und quer über dem westlichen Ruhrgebiet liegen hinter uns. Flugzeit eine halbe Stunde. Reichhaltige Eindrücke blieben zurück, und nicht zuletzt der Wunsch nach guten Bildern, um die zu fotografieren wir schließlich in die Luft gestiegen waren. Immerhin: So läßt sich Heimatkunde aus zeitgemäßer Perspektive erfassen.

S.



Die Eisenhütte II aus etwa 300 m Höhe. Vor allem läßt das Bild die Einordnung des Ofens A in den Gesamtkomplex der Hochofengruppe deutlich erkennen. So verworren das Labyrinth aus Rohren, Leitungen und Anschlüssen auch scheinen mag, so ist doch alles wohldurchdacht und planvoll angelegt. Das Bild entstand übrigens, bevor Ofen 3 zur Neuzustellung abgesetzt wurde. Die auf unserem Foto noch sichtbare Staubwolke wird es nach Einbau des doppelten Gichtverschlusses nicht mehr geben. Auch läßt erst das Luftbild erkennen, wie systemvoll die Gleisanlagen der Werksbahn sich in den Gesamtbereich eingliedern. Die Hallendächer im Vordergrund sind die des Maschinenhauses I. Am oberen Bildrand das Verwaltungsgebäude, daran sich anschließend das Hauptlagerhaus. Gegenüberliegend, auf der anderen Seite der Essener Straße, das Verwaltungsgebäude der Gutehoffnungshütte.

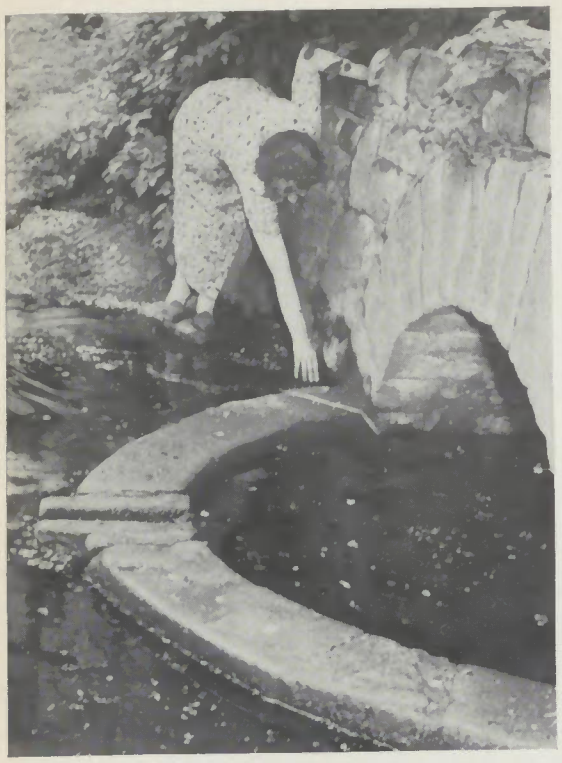


So zeigt sich unser Hafen Walsum mit der Sinteranlage vom Flugzeug aus. Vor allem veranschaulicht das Bild den Betriebsablauf von der Löschung der Erzkähne über die Erzbrech- und -siebanlage zur Sinteranlage bis zur Verladung nach Oberhausen. Bandbrücken verbinden die einzelnen Betriebspunkte miteinander und sorgen für einen kontinuierlichen Produktionsablauf. Auch von oben ist der 141,5 m hohe Kamin der Sinteranlage ein nicht zu übersehender Blickfang.

Kopie Archiv Oberhausen

Von der Quelle bis zur Mündung - die Emscher, ein fleißiger Arbeiter

Von Willi Bleckmann, Martinwerk I



▲ Aus den Grundmauern eines Bauernhauses bei Holzwickede im Landkreis Unna sprudelt die Emscher als kristallklares Rinnsal in dieses Brunnenbecken. Schon nach ganz wenigen Kilometern wird sie zum Förderband des Schmutzes der großen Revierstädte und zum „schmutzigsten Fluß Deutschlands".

Nicht jedem wird sein späteres Schicksal an der Wiege gesungen. Auch der Emscher singen es die Quellnymphen in einem Bauernhause nahe Dortmund-Aplerbeck nicht, daß dieses kristallklare Rinnsal zum „Darm des Reviers" bestimmt ist und sich als Deutschlands „garantiert schmutzigster Fluß" in den Rhein ergießt.

Die Emscher ist, das kann man wohl sagen, im wahrsten Sinne des Wortes ein „anrüchiges" Gewässer. Es trägt keineswegs zur Veredelung der ohnehin verlästerten Oberhausener Luft bei. Nichtsdestoweniger haben gerade wir HOAG-Leute allen Grund, unserem Heimatfluß ein Loblied zu singen.

Denn die Emscher ist besser als ihr Geruch, und die schmutzige grau-braune Färbung ihrer Flut ist gleichermaßen ihr Ehrenkleid, so wie die Schwielen in den Händen einen Arbeiter besser dekorieren als Orden und Ehrenzeichen. Die Emscher ist, wenn man's genau nimmt, das über das Land zwischen Ruhr und Lippe ausgegossene Füllhorn einer glücklichen industriellen Entwicklung. Sie hat das Land befruchtet, so wie der große Nil mitten in die Wüste Segen und Reichtum schwemmt.

Die folgenden Zeilen sollen denn auch so etwas wie eine Liebeserklärung an die gute, alte Emscher sein.

Ist das Emscher-Wasser an der Quelle ungereinigt noch trinkbar und mag es auch schon nach wenigen Kilometern trägen Laufes so verunreinigt sein, daß es ungenießbar wird und organisches Leben nicht zuläßt (an Fische ist schon gar nicht zu denken!), so ist sich die Emscher in einer Beziehung doch von der Quelle bis zur Mündung immer treu geblieben: Sie ist ein fleißiger Arbeiter!

Denn die Menschen, die die Ufer dieses Flusses bewohnen, haben sich die Emscher dienstbar gemacht. Das ist schon so an der Quelle in jenem Bauernhause. Kaum ist die Emscher ans Tageslicht gesprudelt, da hat sie bereits Milchkannen zu umspülen und ihren Inhalt zu kühlen. Bis vor stark hundert Jahren noch blieb die Emscher in ihrem ganzen Lebenslauf der Landwirtschaft verpflichtet, und wir wissen ja, daß die gleichen Wasserräder, mit der sie das erste Walzwerk Oberhausen in Bewegung setzte (der Ursprung der „Alten Walz"), vorher eine Öl- und Getreidemühle angetrieben haben. Wie es aber so vielen Leuten in diesem letzten Jahrhundert erging, so wechselte auch die Emscher bald ihren Beruf: Sie verdingte sich der mächtig aufblühenden Industrie des Reviers, das ja hier in Oberhausen seine Keimzelle hat. Die Emscher wurde die Dienerin der rasch wachsenden Städte zwischen Dortmund und Duisburg, die ohne dieses „Schmutzwasser-Transportband" wohl recht bald Verdauungsschwierigkeiten bekommen und an Verstopfung eingehen würden.

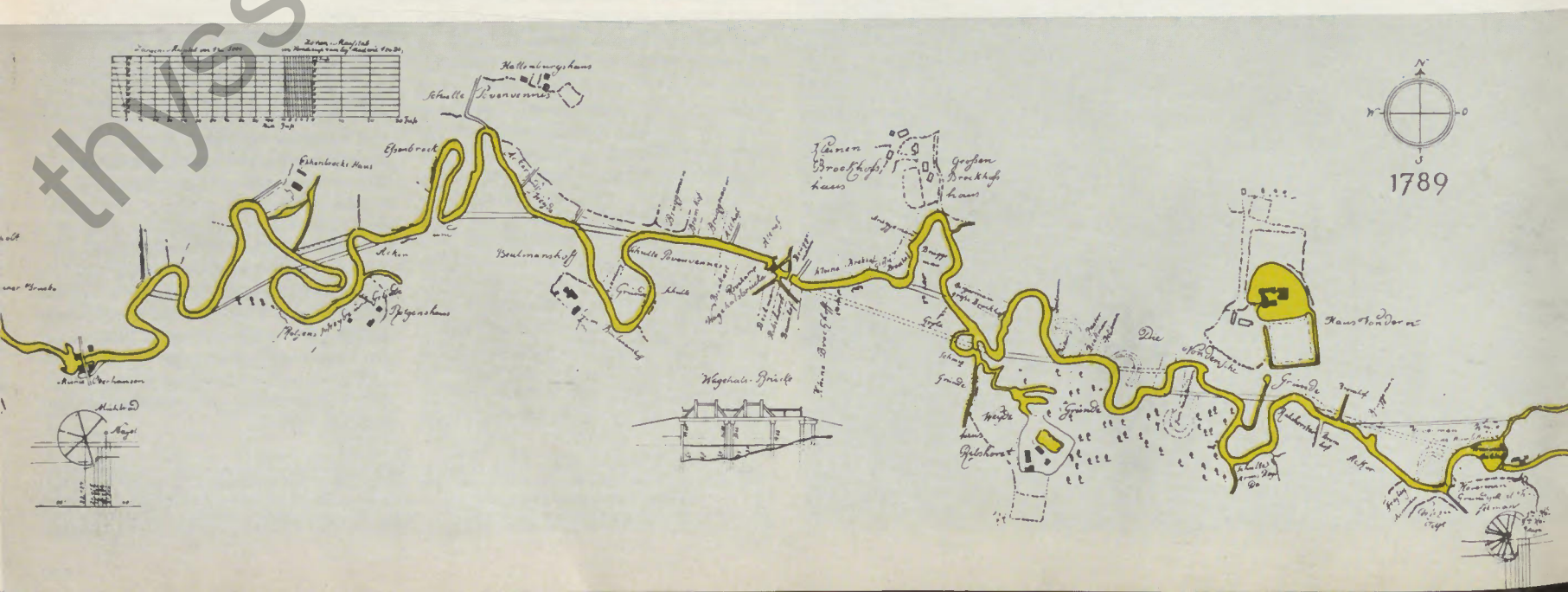
Nun standen dieser neuen Aufgabe des Emscher-Flusses die Topographie des Geländes und die physikalischen Gesetze der Schwerkraft stark im Wege. Denn zwischen Quelle und Mündung (Luftlinie 50 Kilometer) hat die Emscher ein Gefälle von nur 125 Metern. Es liegt auf der Hand, daß sie dabei keine besondere Neigung hatte, nun möglichst schnell zur Mündung zu kommen, um in den Armen des großen Vaters Rhein ihr Leben auszuhauchen. So wählte sie in den Niederungen der Wiesen und Brüche die launigsten Umwege. Besonders im heutigen Werksbereich Oberhausen schlug sie die tollsten Haken, drehte sich des öfteren fast um sich selbst und längte ihr Bett zwischen der Alten Mühle („Alte Walz") und Haus Vondern (das ist etwa die Längsausdehnung des heutigen Werksbereiches) auf das Doppelte der Luftlinie.

Bei dem häufigen Hochwasser und den mit Zunahme des Kohleabbaus immer mehr auftretenden Bodensenkungen verwandelte die Emscher das Land weithin häufig in einen wahren See. Die Landwirtschaft erlitt große Schäden, jedoch tummelten sich im weiten Emscherbruch die Wild-

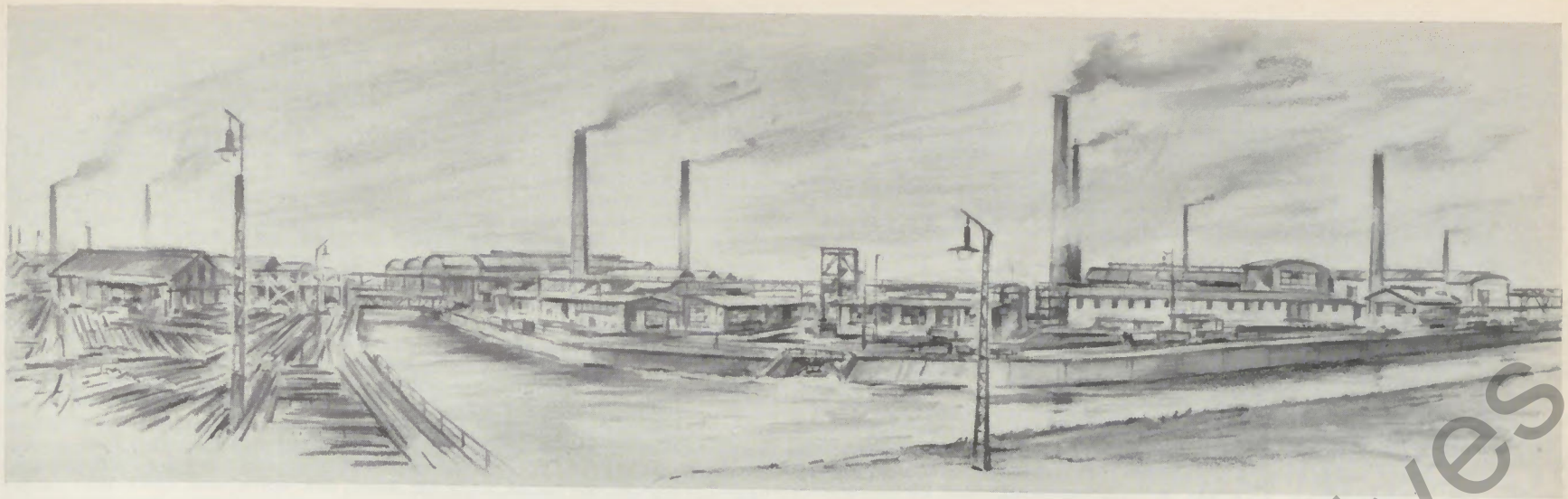


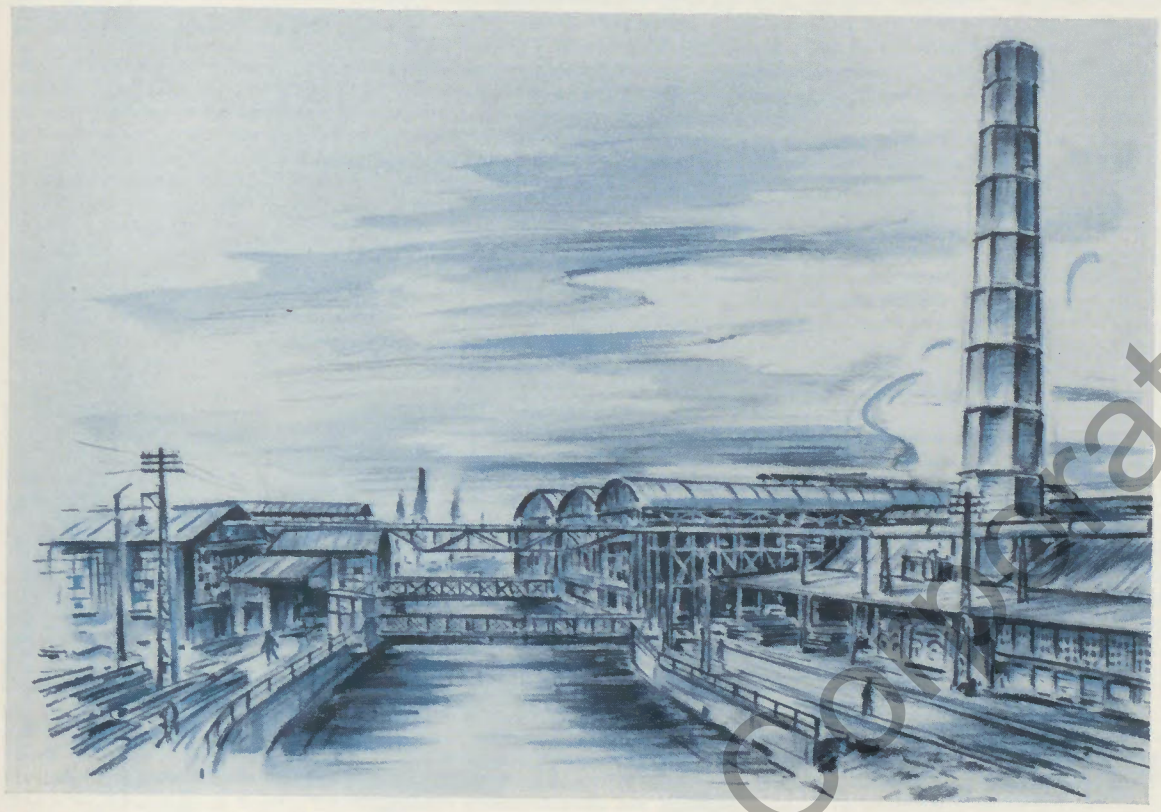
▲ Ein ländliches Idyll inmitten der Emscherniederung, durch die sich der Fluß in unzähligen Windungen schlängelte, war 1835 die alte Mühle Oberhausen, in der Getreide und Öl verarbeitet wurden, bevor das Wasserrad die erste Walze in Bewegung setzte. Der Name „Alte Walz" hat sich bis heute erhalten, wenngleich die Elektrizität die Dampfkraft und Wasserkraft verdrängt hat.

▼ Von der Mosel weiß jeder deutsche Volksschüler, daß dieser Fluß sich in unzähligen Windungen zum Rhein wälzt. Daß die Emscher noch vor hundert Jahren von denselben Launen geplagt war, ahnt derjenige nicht, der den Fluß durch sein neuzeitliches schnurgerades Bett eilen sieht. 1789 zeichnete der Ingenieur-Lieutenant Kaemmerer diese Karte mit Vorschlägen zur Flußbegradigung.



thyssenkrupp Corporate Archives





▲ Auf beiden Ufern der Emscher wuchsen die großen Werkshallen und das Schienennetz der Werksbahn. Zahlreiche Brücken über den Fluß vermittelten den Werksverkehr.

▲ Als die Dampfkraft auch in der Alten Walz ihren Einzug hielt, hatte die Emscher als Energiespender ausgedient. Aber sie floß noch mitten durch das Werksgelände.

Grobblech-Vergütungsstraße, stößt man noch auf Spuren des alten, jetzt trockenen Flußbettes. Doch das Entstehen unseres Werkes in seinen Uranfängen verdanken wir diesem Gewässer. Und darum haben wir durchaus keine Veranlassung, zuweilen die Nase zu rümpfen oder gar den Atem anzuhalten, wenn wir an seine mathematisch abgezirkelten Ufer treten oder es auf einer der zahlreichen Brücken überschreiten.

So manche Blütenträume reifen nicht. Unsere Emscher weiß ein Lied davon zu singen. Denn nicht nur ihr Wässerchen konnte sie nicht ungetrübt durch die Lande bringen, sondern auch der Schiffahrt hat sie nicht dienen können, so wie das vor zweihundert Jahren einmal kluge Leute mit ihr vorhatten. Schiffe zu tragen, dafür waren ihre Schultern doch wohl etwas zu schmal, und außerdem hätten sich die Schiffer in den vielen hundert Schlingen und Windungen der Emscher sehr viel Zeit nehmen müssen. Aber das Schicksal gab der Emscher einen kleinen Trostpreis: Eine der bedeutendsten Schiffahrtsstraßen in Westdeutschland heißt offiziell „Emscher-Kanal". Doch auch diesen Namen gönnt man der Patentante Emscher kaum, denn die Menschen an ihren Ufern nennen den Schiffahrtsweg „Rhein-Herne-Kanal" oder kurz „Kanal".

Ja, Undank ist der Welt Lohn, so ist das nun einmal, liebe, alte Emscher. Und um das Maß vollzumachen, spricht alle Welt vom „Ruhrgebiet", wenn es Mitteleuropas größtes Industrie-Revier meint. Dabei ist die Ruhr nur die südliche Tangente dieses Gebietes. „Emscher-Gebiet" wäre geographisch richtiger, denn die Emscher ist und bleibt die eigentliche Herzader des Reviers.

pferde — eine uns heute kaum faßbare romantische Vorstellung. So machte man sich vor 200 Jahren schon Gedanken darüber, wie man die Emscher auf kürzerem Wege und schneller in den Rhein führen könnte. Hier und dort wurden Durchstiche gemacht und die Flußschleifen abgeschnitten. Die unten links veröffentlichte Karte aus dem Jahre 1789 gibt einen besonders plastischen Eindruck, wie der Ingenieur-Lieutenant Kaemmerer dem trägen Fluß „Beine zu machen" gedachte. (Es handelt sich bei dieser Karte im wesentlichen um die Emscher-Strecke im heutigen Werksbereich Oberhausen.) Allein 32 Durchstiche sollten hier gemacht werden. Aber nur zum Teil wurde dieser Vorschlag ausgeführt.

Noch in der Zeit, als sich aus der „Alten Walz" in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die großen Hüttenwerke entwickelten, wand sich die Emscher kurvenreich durch das Werksgelände, und bei Neubauten hatte man mal links, mal rechts über den Fluß zu springen. Brükken innerhalb des Werksgeländes waren denn auch ein äußeres Wesensmerkmal unseres Werkes.

Aber die gewaltig wachsende Industrie und die Städte des Reviers konnten das verspielte Emscher-Kind auf die Dauer nicht zwischen ihren Füßen dulden, und so grub die Anfang dieses Jahrhunderts gegründete Emscher-Genossenschaft dem Fluß ein ganz neues Bett ohne jede Windungen, schnurgerade, so wie es die Techniker auf ihrem Reißbrett mit dem Bleistift vorgezeichnet hatten. In diesem neuen Bett hat die Emscher ihren Lauf zum Rhein beschleunigt — und das ist gut so, denn sie hat ja die große, aus vielen Einzelstädten bestehende Millionen-Stadt „Revier" zu entschlacken.

Die Emscher mischt zwar ihre trüben Wasser nicht mehr in unser Werksgeschehen, so wie das noch vor einigen Jahrzehnten war und wie das die hier veröffentlichten Bilder deutlich zeigen, sondern sie eilt am Nordrand des Werksgeländes hinter hohen Deichen an uns vorüber. Nur bei Neubauten, wie jetzt bei der Fundamentierung der neuen



Auf dem schnellsten Wege sollte die Emscher die Abwässer der großen Städte des Reviers in den Rhein transportieren. ▶ So wurde dem Fluß, der bis dahin sich in zahlreichen Windungen durch das Land schlängelte, ein mit dem Lineal gezogener Lauf gegeben (links). Dieses Luftfoto zeigt die Emscher (links) und den Rhein-Herne-Kanal mit dem großen HOAG-Gasbehälter.

Corporate Archives Krupp



Freiheitsfahne aus dem Bauernkrieg. Holzschnitt aus dem Jahre 1522. — Unbekannter Meister.

Woran denken Sie, wenn von Freiheit die Rede ist? Auf diese Frage antworteten kürzlich 51 Prozent der befragten Bundesbürger mit „Tun und Lassen können, was man will"; 24 Prozent aber wußten nicht einmal, ob sie in ihrem Handeln irgendwie eingeschränkt werden oder nicht; 20 Prozent fanden überhaupt keine ausreichende Antwort; und nur 5 Prozent hatten eine positive Vorstellung davon, was mit „Freiheit" gemeint ist.

Nun, 1847 schrieb Adalbert Stifter im „Wiener Boten": „Kein Wort ist in der neuesten Zeit so oft ausgesprochen worden als das Wort Freiheit, aber man kann ohne Übertreibung behaupten, daß unter hundert, die es ausgesprochen, kaum einer ist, der weiß, was das sei." Das war im Vorjahr der Revolutionswirren von 1848, als der Ruf nach Freiheit in vielen Ländern Europas erscholl. Doch damals wie heute vermochten die meisten Menschen nicht zu definieren, welche konkreten Anschauungen sie mit dem Begriff „Freiheit" verbinden.

Am besten noch erklärt sich das Wesen der Freiheit durch die Verkehrung des Begriffes ins Gegenteil: durch die Unfreiheit. Wenn nämlich die Menschen erst einmal jene Freiheit verloren haben, von der sie sich so recht keine Vorstellung zu machen vermögen, so wissen sie die Freiheit nicht nur zu schätzen, sondern meist auch zu erklären. — — Schließlich können wir heute unsere Regierung in geheimer Wahl frei wählen, können unsere politische Meinung vor jedermann öffentlich vertreten und haben durch Koalitions- und Versammlungsfreiheit das Recht, uns zu politischen, gewerkschaftlichen und anderen Gemeinschaften zusammenzuschließen. Wir können Zeitungen fast sämtlicher politischer oder sonstiger Schattierungen lesen und entsprechend unsere Meinung bilden; auch dürfen wir Vertrauen haben zu einer unabhängigen Justiz (was nicht zuletzt hinsichtlich des Fernsehstreites durch das Urteil des Bundesgerichtshofes gegen die Bundesregierung bestätigt wird). Ferner sind wir freizügig in unseren Arbeitsverhältnissen, wie wir auch das Recht besitzen, dort zu wohnen, wo es uns gefällt. Mit der größten Selbstverständlichkeit können wir ins Ausland reisen. Ja, wir haben sogar das Recht, den Wehrdienst, den Dienst mit der Waffe zu verweigern, wenn wir glauben, das vor unserem Gewissen nicht verantworten zu können. Das ist ein ganzer Katalog von Freiheiten, der sich noch beliebig verlängern ließe. Unsere Freiheit besteht also aus einer Vielzahl kleiner Alltäglichkeiten, der sich viele Menschen keineswegs immer bewußt sind.

Was aber, wenn wir morgen nur noch eine Staats- oder Einheitspartei wählen könnten, wenn jede kritische Äußerung über den Staat und seine Organe mit Freiheitsstrafen geahndet würde, wenn es keine freien Gewerkschaften mehr gäbe, sondern nur noch eine Staatsgewerkschaft, die nicht die Interessen ihrer Mitglieder, sondern nur die des Staates vertritt? Was wäre, wenn es nur noch eine gelenkte und gleichgeschaltete Presse gäbe, wenn die Zeitungen also nur noch die Meinung der Einheitspartei drucken dürften? Oder wenn die Rechtsprechung nach Parteiinteressen erfolgte, die Richter nicht mehr nach den von einem frei gewählten Parlament beschlossenen Gesetzen urteilten, sondern wieder nach dem Grundsatz „Recht ist, was dem Staate nutzt, — Unrecht, was ihm schadet"? Was wäre letztlich, wenn niemand mehr seinen Wohnort oder seine Arbeitsstelle wechseln dürfte, wenn wir nicht mehr frei über unseren Feierabend verfügen könnten, wenn die Wehrpflicht keine Ausnahmen mehr zuließe oder wenn sich morgen für uns sämtliche Grenzen schließen würden? — — Mit Sicherheit würden wir uns dann unserer Freiheit bewußt, die uns heute noch als ein abstrakter Begriff erscheint, als ein großes Wort, das nicht immer richtig verstanden ausgesprochen wird. Freiheit ist nicht gleichzusetzen mit „Tun und Lassen können, was man will", bedeutet also nicht, Verpflichtungen, die sich aus vernünftiger — und somit freier — Übereinkunft der menschlichen Gesellschaft herleiten. „Frei", so formulierte gelegentlich Bundestagsvizepräsident Carlo Schmid, „ist nicht etwa der Ungebundene, der Libertiner, der sich von niemand etwas sagen läßt. Frei ist, wer die Bindung oder das Notwendige aus unerzwungener Einsicht in das sittlich Gebotene will." Das bedeutet: unabhängig von äußerem Zwang und fremder Gewalt frei das Rechte zu tun. Nach westlich-demokratischer Anschauung gilt die in diesem Sinne verstandene Freiheit als oberster Wert des Menschen.

Doch ist die Freiheit den Menschen nicht in den Schoß gefallen; vielmehr haben sich die Menschen die Freiheit Stück für Stück erringen müssen. Immerhin ist der Kampf um die Freiheit nicht eines Tages ausgebrochen wie ein Erdbeben, sondern er hat mit der menschlichen Existenz begonnen, aber er hat bestimmte Zeitspannen der Geschichte mit besonderem Nachdruck beherrscht, wie durch den Bauernkrieg, die Französische Revolution von 1789 oder durch die Geschehnisse um 1848.

Was nun Deutschland und die Freiheit betrifft, so hat es besonders im Ausland nie an Stimmen gefehlt, die uns wissen machen wollen, uns fehle von Natur aus das rechte Freiheitsbewußtsein, der deutsche Mensch sei seinem ganzen Wesen nach zu unterwürfig und zu obrigkeitsdenkend, um freiheitlich empfinden zu können. Da ist zum Beispiel die Meinung des im Jahre 1600 in Rom von der Inquisition als Ketzer verbrannten italienischen Philosophen Giordano Bruno. Dieser ehemalige Dominikanermönch, der längere Zeit auch in Deutschland lebte, hielt uns — trotz aller seiner Verehrung für Luther — vor, er habe in Deutschland nur „brutale Unterdrückung, Kriecherei nach oben und Schinderei nach unten" angetroffen. Der Franzose Stendhal meint sogar, wir seien „auf den Knien geboren". Gleichwohl behaupten manche Historiker, freiheitlich-rechtsstaatliches Denken sei bei uns völlig ohne Tradition, in Deutschland sei die demokratisch verstandene Freiheit ohne Geschichte. Daß es aber auch in der Geschichte unseres Volkes immer wieder Vorkämpfer für die Freiheit gegeben hat und daß es ebenso unserer demokratischen Lebens- und Staatsform keineswegs an geschichtlichen Fakten mangelt, soll durch die nun beginnende Artikelserie bewiesen werden.

Frei sein wie die Väter...?

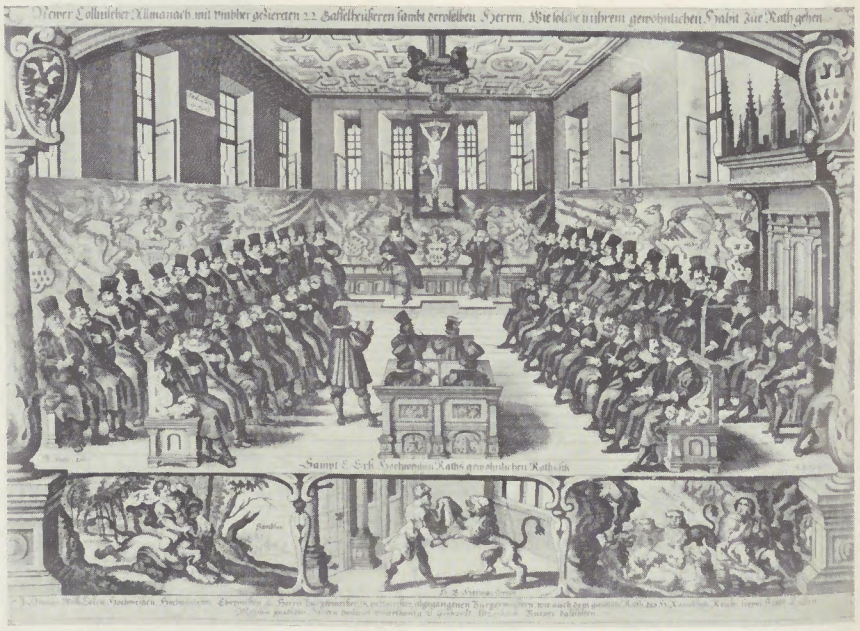
von Freiheit und „Freiheit"

Von dem Philosophen Karl Jaspers stammt die Definition „Freiheit beginnt als Freiheit des einzelnen, gewinnt gemeinschaftliche Gestalt in der republikanischen Regierungsart, behauptet sich gegen Unterdrückung durch fremde Staaten". Doch von dieser äußeren Freiheit, so wichtig sie im Völkerleben wie im Leben des einzelnen Staatsbürgers auch immer ist, soll hier nicht die Rede sein. Uns beschäftigt vielmehr der Kampf um die staatsbürgerliche Freiheit, das Ringen um die Menschenrechte, ein Begriff übrigens, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch die Große Französische Revolution geprägt wurde.

„Frigor" und „frigu" sind zwei Begriffe aus dem germanischen Sprachstamm. Im Gotischen und im Angelsächsischen bedeuten sie soviel wie „Liebe". Aus diesen Grundgedanken hat sich das deutsche Wort „frei" entwickelt. Schließlich bezeichnet man im deutschen Sprachgebrauch einen Liebenden heute noch als „Freier". Der Wortstamm „frei" steckt übrigens auch in den Bezeichnungen „Freund" und „Friede", bedeutet also etwas Schönes und Erstrebenswertes. Auch die englischen Bezeichnungen „free" für „frei" und „Freedom" für „Freiheit" gehen zurück auf den angeführten Ursprung. Zweifellos aber ist das Ringen der Menschen um Freiheit älter als der germanische Sprachstamm für das Wort „frei", denn der Kampf um die Freiheit ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst. Aus dem Altertum wissen wir von dem Aufbegehren der ägyptischen Sklaven nach Freiheit und aus der römischen Geschichte ist uns das Ringen der Plebejer überliefert, die nach jahrhundertelangem Kampf im 2. Jahrhundert v. Chr. die rechtliche Gleichstellung mit den Patriziern erzwangen. Aber auch nicht die um Jahrtausende zurückliegenden Verhältnisse sollen Gegenstand unserer Betrachtung sein; die geschichtliche Deutung der Freiheit wollen wir vielmehr beginnen mit den Bestrebungen, die letztlich zu unserem heutigen Freiheitsbegriff führten und etwa im Mittelalter einsetzten.

FREIE REICHSSTÄDTE

Die persönliche Freiheit des einzelnen gegenüber der Staatsgewalt galt schon in alter Zeit als hohes Rechtsgut. Vielfach verstand man unter Freiheit die Befreiung von Abgaben und Dienstleistungen sowie andere Privilegien. Aber nicht nur einzelne Menschen genossen solcherart Vorrechte, sondern auch Städte wie Köln, Speyer, Mainz, Worms hatten sich von der weltlichen und



Sitzung des Rates der Stadt Köln. (Original im Stadtmuseum von Köln.) Die freien Reichsstädte des Mittelalters, wie Köln, Speyer, Mainz, Worms, hatten sich von der Herrschaft der Geistlichkeit befreit; sie besaßen alle Rechte der öffentlichen Gewalt und unterstanden dem Kaiser unmittelbar.

Thyssenkrupp AG

geistlichen Herrschaft befreit und besaßen als „freie Reichsstädte" alle Rechte der öffentlichen Gewalt. Diese Städte waren frei sowohl hinsichtlich ihrer äußeren Unabhängigkeit als auch im Innern, was durch Selbstregierung, besonders aber durch Teilnahme der Bürger und der Zünfte an der Regierung, in Erscheinung trat. Wenn auch die freien Reichsstädte des Mittelalters demokratische Verfassungen im heutigen Sinne noch nicht gekannt haben, so wickelte sich das öffentliche Leben dennoch nach Regeln ab, die in ihren Grundzügen als durchaus demokratisch bezeichnet werden können.

DER BUND DER EIDGENOSSEN

Man wird dem Freiheitsdenken des Mittelalters nicht gerecht, ohne den Aufstand der Schweizer Urkantone gegen die feudalistische Reichsherrschaft zu erwähnen. Aus dem Freiheits-Schwur der Eidgenossen der drei Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden, dem Schillers „Wilhelm Tell" ein literarisches Denkmal setzte, entstand die Eidgenossenschaft und schließlich die heutige Schweiz. Mithin wurde die Urkunde aus dem Jahre 1291, worin Recht und Gemeinsamkeit obenan stehen, zum Grundstein für die freiheitlich-demokratische Entwicklung der Schweiz, die als „klassische Demokratie" in die Verfassungsgeschichte eingegangen ist. Im Schwabenland übrigens hat sich bis heute erhalten, daß man von jemand sagt, er sei „schwyzerisch", was freiheitlichgesinnt bedeutet.



Die Urkunde aus dem Jahre 1291 über den Zusammenschluß von Schwyz, Uri u. Unterwalden. Mit dem Eid auf dieser Urkunde wurde der Grund für die demokratische Entwicklung der Schweiz gelegt. Schiller hat in seinem „Wilhelm Tell" den Schwur später mit dem in die Welt der Zitate eingegangenen Wort verbunden: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren..."

DIE DITHMARSCHER

Was im Süden des Reichs möglich war, sollte auch an den Gestaden der Nordsee tunlich sein. Hier waren im westlichen Holstein die Dithmarscher ansässig, ein freies Bauernvolk, das in der Schlacht bei Bornhöved, 1227, seine Unabhängigkeit erkämpfte. Der eingesessene Adel wurde von den Bauern vertrieben oder zum Verzicht auf seine Vorrechte gezwungen. Das Staatswesen, das die Bauern errichteten, war praktisch eine Demokratie, eine freie Bauernrepublik, von der der Geschichtsforscher und Staatsmann Barthold Georg Niebuhr später schrieb, sie sei „klassische Heimstätte urgermanischer Volksfreiheit" gewesen. Mehrfach versuchten die holsteinischen Grafen, sich durch Eroberungszüge den Bauernstaat einzuverleiben, jedesmal aber holten sie sich blutige Niederlagen. Sogar gegen die Dänenkönige wußten die Dithmarscher ihre Freiheit mit Erfolg zu verteidigen. So wurde im Winter 1500 König Hans von Dänemark und sein Heer in der Marsch beim Dusend-Düwels-Warf (südlich von Hemmingstedt) vernichtend geschlagen, wobei die Bauern selbst das dänische Reichspanier erbeuteten. Dieser Sieg sicherte dem Lande wieder für längere Zeit die Selbständigkeit. In den Wirren der Reformationskriege aber zerfiel der Bauernstaat der Dithmarscher.

Wesentlich beflügelt wurde das Freiheitsdenken durch den Geist der Reformation. Besonders war es Martin Luther, dessen Opposition gegen die römische Kirche zu Veränderungen nicht nur im religiösen und geistigen Leben führte, sondern mithin auch zu Kritik an der herrschenden Gesellschaftsordnung, wodurch neue Fragen vor allem im sozialen Bereich aufgeworfen wurden. Nicht nur in Deutschland herrschten Unruhe und Kritik gegenüber einer Kirche, die schadhaft geworden war, da manche Dinge an der Tagesordnung waren, die mit ihrem apostolischen Auftrag in schlechtem Einklang standen. Da war einmal die Verweltlichung des Papsttums wie der gesamten Kirchen-Hierarchie, die sich der herrschenden monarchisch-fürstlichen Gesellschaftsordnung so stark angepaßt hatte, daß sie nahezu darin aufging; da waren aber auch noch andere Mißstände, die die Auseinandersetzung heraufbeschworen, zum Beispiel die Ablaßgewalt, die die Erteilung geistlicher Gnaden von Geldzahlungen abhängig machte.

DIE REFORMATION

Als der ehemalige Augustinermönch, der Prediger und Professor für biblische Theologie, Dr. Martin Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an das Portal der Schloßkirche von Wittenberg schlug, worin er sich in erster Linie gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels wandte, war dies gewissermaßen der Funke, der in ein Pulverfaß fiel. Luther hatte einen Stein ins Rollen gebracht; aus dem Streit um den Ablaß wurde die Reformation, eine kirchenkritische Strömung, in die alles einmündete, was sich an Unmut und Unzufriedenheit angestaut hatte. Die jahrhundertealte Sehnsucht nach einer Reform der Kirche hielt ihre Stunde für gekommen und sah in Luther ihren Mann. Die Bewegung, die er ausgelöst hatte, war so mächtig, daß selbst der über ihn verhängte päpstliche Bann jegliche Wirkung verfehlte. Wellen populärer Begeisterung trugen ihn, als er im April 1521 mit kaiserlichem Geleit auf den Reichstag nach Worms reiste, um sich über seine Lehre verhören zu lassen.

In der ersten Märzwoche 1522 allerdings mußte er von der Wartburg herabeilen, wo er sich als Junker Jörg verborgen hielt und die Bibel ins Deutsche übersetzte, um Auswüchsen zu begegnen, zu denen es während seiner Abwesenheit gekommen war, wie überhaupt sein Eintreten gegen eine sich abzeichnende Radikalisierung seiner Lehre ihn fortan nicht weniger beschäftigen sollte als der Kampf gegen das Papsttum.

Die von Luther aufgeworfenen Fragen, was denn eigentlich die Kirche sei und insbesondere, welche Bindungen und welche Freiheit dem Gewissen des Christenmenschen zukomme," hat der evangelischen Theologie die entscheidenden Impulse gegeben. Darüber hinaus aber führen Luthers Erkenntnisse, wie zum Beispiel seine Stellung zur Obrigkeit, in staatlich-politische Bereiche. Jede Erörterung der Freiheit im historischen Sinne wäre unvollkommen, wollte man den Einfluß Luthers auf das Freiheitsbewußtsein der Menschen — etwa aus konfessionsbedingten Gründen — übersehen. Daran zu erinnern, daß seine Nachwirkung unermeßlich gewesen ist und bis auf den heutigen Tag anhält, heißt Eulen nach Athen tragen. Die Geschichte der evangelischen Christenheit trägt sein Siegel; unauslöschlich hat er aber auch hineingewirkt in die Geschichte des neuzeitlichen Christentums überhaupt. In Sonderheit hat er in die deutsche Geschichte hineingegriffen, wie vielleicht kaum einer vor oder nach ihm. Jedes Zeitalter hat sich von ihm ein eigenes Bild gestaltet. Dies ist ein Zeichen für die Fruchtbarkeit der Auseinandersetzung, zu der er seit jeher herausgefordert hat, ebenso aber auch ein Zeichen für die ans Unmögliche grenzende Schwierigkeit, ihn einigermaßen angemessen zu erfassen und zu einem Urteil hinzufinden, das ihm gerecht wird der Sache nach, an die er sich gebunden wußte, und der Person nach, die er war.



Aus diesem Kupferstich von Lucas Cranach spricht uns Luthers Antlitz als das des um sein Verhältnis mit Gott und der Welt ringenden Augustinermönchs an. Das „Mönchlein" wurde der Reformator, der in die Geschichte eingriff.

DIE BAUERN WOLLTEN FREIE SEIN

Durch die Reformation gefördert wurde der Bauernkrieg, der Aufstand der Bauern und einiger Städte Süd- und Mitteldeutschlands in den Jahren 1524/25. Bereits seit dem 14. Jahrhundert gärte es im Bauernstand, die Bauern forderten u. a. Aufhebung der Leibeigenschaft und Abschaffung des Zehnt, also des zehnten Teils der Erträgnisse der bäuerlichen Arbeit, den sie an die Kirche zu entrichten hatten. Durch die Reformation, die sich scharf gegen die Verweltlichung der Kirche und insbesondere dagegen wandte, daß die Kirchenfürsten sich mehr um ihre Einkünfte und Privilegien kümmerten als um ihre Hirtenpflichten, sahen die



Dithmarscher Bauern, von dem Holsteiner Grafen Gerd 1320 in der Kirche von Oldenwörden belagert, brechen aus und erringen, begleitet von einem Bauernmädchen, das nach alter Sitte das Banner trägt, einen völligen Sieg über die Feinde ihrer Freiheit.

Invisible Archives



Aufständische Bauern mit der Bundschuhfahne nehmen einen Ritter gefangen. (Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert.) Der Bundschuh — ein Stück Leder, das durch Riemen um den Knöchel befestigt wird — war Name und Feldzeichen der aufständischen Bauern während der Bauernkriege.

Bauern ihre Ansprüche nunmehr auch durch die Bibel begründet. In Kampfbünden, wie dem „Armen Konrad" in Württemberg, hatten sie sich zusammengeschlossen; ihr Symbol war der Bundschuh. Zunächst kam es in Schwaben zu Aufständen, die rasch auf ganz Süddeutschland (mit Ausnahme Bayerns) und Thüringen übergriffen. Selbst Städte wie Rothenburg und Würzburg schlossen sich den Bauern an, die unter Führung von Wendelin Hipler und Florian Geyer eine Neugestaltung des Reiches aus bäuerlichem Denken forderten und in Heilbronn ein Bauernparlament vorbereiteten. Besonders in Thüringen aber gab der Theologe und einstige Luther-Freund Thomas Münzer dem Aufstand eine radikale Färbung, so daß Luther, der sich anfangs um einen Ausgleich bemüht hatte, flammende Worte schrieb „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern".

Nachdem die Bauern im ersten Ansturm die alten Obrigkeiten überrannt hatten, wurden sie später in mehreren großen Schlachten vernichtend geschlagen. Zu ihrer Niederlage mag wesentlich beigetragen haben, daß sie keine einheitliche Führung hatten und die einzelnen Bauernhaufen getrennt vorgingen. Nach dem Aufstand änderte sich die wirtschaftliche Lage der Bauern kaum. Doch wandten sich die Bauern enttäuscht von der Reformation ab und schieden vorerst aus dem politischen Leben der Nation aus.

Um dem Aufstand geschichtlich gerecht zu werden, muß gesagt werden, daß der Bauernkrieg kein Religionskrieg war. Vielmehr war er vorwiegend eine soziale Erhebung, aus der eine politische Revolution des deutschen Bauernstandes wurde, der sich gleichberechtigt in das deutsche Staatsleben eingliedern wollte. Das Wort „Freiheit", das die Bauern auf ihre Fahnen geschrieben hatten, bedeutete in der Tat den Wunsch nach Unabhängigkeit von äußerem Zwang und fremder Gewalt und war daher ein sittliches Postulat.

Wird fortgesetzt.

Nächstes Mal: Der Absolutismus führt zur Französischen Revolution.

Sprachrohr der Belegschaft:

„Sind Rangierer Störche?"

Vielfaches Echo in allen Kreisen der Rangierer, insbesondere im Bezirk 3, hat der Artikel „Sind Rangierer Störche?" gefunden. Es kam zu Diskussionen, wo immer wieder die Frage auftauchte, was er zu bedeuten hatte. Suchte man etwa eine Antwort auf die Frage, warum der Emscher Bahnhof beim letzten Sicherheitswettbewerb so schlecht abschnitt und glaubte man etwa, sie mit diesen lächerlichen Fotos gefunden zu haben? Sollte das der Fall sein, so beweisen die verantwortlichen Herren wenig Kenntnis vom Rangieren! Mögen sie sich doch einmal sieben Stunden als Rangierer betätigen und stets in strammer Haltung auf die Wagen stellen; wer dann behauptet, daß er nicht einmal das Verlangen nach Entspannung verspürte, der lügt! Es ist doch wirklich kurios, von einer Unfallgefahr zu sprechen, weil man ein Bein ausruhen läßt und es am Bremsgeländer oder dergleichen abstützt. Im Gegenteil, ich behaupte, man ist durch diese Stellung besser gegen die Fliehkraft geschützt, als wenn man mit beiden Beinen auf dem Boden steht, denn das abgestützte Bein wirkt als Feder, es fängt die Stöße und Rucke ab — natürlich muß man sich dabei festhalten! Aber das taten ja alle abgebildeten „Störche"!

„Die Storchenstellung unserer Rangierer ist etwas Alltägliches", schrieben Sie in dem Artikel im Brustton der Empörung. Glauben Sie denn, daß die sogenannten alten Füchse, die 10, 20, 30 oder 40 Jahre rangieren, diese Haltung pflegen würden, hätten sie damit schlechte Erfahrungen gemacht? Ich glaube, die Antwort darauf darf ich sparen — sie ist zu eindeutig! Der ganze Artikel ist also sinnlos.

Schließlich möchte ich noch bemerken, daß eins der Fotos wirklich eine unfallgefährdende Situation darstellte, doch dies wurde auch von allen Kollegen anerkannt, und außerdem hatte diese „Rangiererstudie", wie Sie es nennen, keinerlei Ähnlichkeit mit einem Storch.

Ich würde es sehr begrüßen — und mit mir viele meiner Kollegen — wenn diese Zeilen als Rechtfertigung einen Platz in der nächsten Werkzeitung finden würden.

Bernhard Beissel

Dazu äußert sich der Leiter unserer Arbeitsschutzabteilung, Hauptsicherheitsingenieur Hoppe, wie folgt:

Aus dem Leserbrief geht hervor, daß der Artikel bei unseren Rangierern ein vielfaches Echo gefunden hat. In allen Gruppen wurde die Frage der Standsicherheit auf Eisenbahnwagen lebhaft diskutiert. Bei diesen Diskussionen ist sicherlich dem einen oder anderen Rangierer erst klar geworden, daß man oft im Eifer des Einsatzes Dinge tut, die mit der Arbeitssicherheit kaum vereinbar sind. Wenn in diesen Bildern, die in kürzester Zeit hintereinander aufgenommen wurden, Arbeitsstellungen gezeigt wurden, wo der Rangierer auf einem Bein steht, dann wollte man damit auf einige typische Angewohnheiten von Rangierern aufmerksam machen. Selbstverständlich kann man auch auf einem Bein sicher stehen, wenn man das zweite Bein in richtiger Weise irgendwo abstützt. Aber bei diesem Abstützen müßte man wissen, nach welcher Seite man sich sichern soll. Zug und Stoß haben entgegengesetzte Wirkungen. Ein in Fahrtrichtung hochabgestütztes Bein hat keine sichernde Wirkung, wenn der Zug plötzlich eine entgegengesetzte Rangierbewegung macht. Da man aber im Rangierbetrieb immer mit plötzlichen Bewegungsänderungen in beiden Richtungen rechnen muß, ist es schon besser, sich einen Stand zu verschaffen, der nach beiden Richtungen absichert. Dies braucht keinesfalls in strammer Haltung zu geschehen, wie der Einsender annimmt.

Der Rangierdienst ist zweifellos anstrengend. Jede Minute Entspannung soll daher ausgenutzt werden. Entspannung, aber nur so, daß die Sicherheit nicht vernachlässigt wird. Man kann auch auf zwei Beinen bequem stehen.



Erfreulicherweise wurde von den Rangierern anerkannt, daß wenigstens ein Bild eine klar erkennbare sicherheitswidrige Stellung des Rangierers darstellt. Auch solche Bilder ließen sich erweitern (siehe obenstehendes Foto).

Wir haben dieses Bild bisher zurückgestellt, weil wir annahmen, daß die bisher veröffentlichten Bilder genügen würden, Erinnerungen an andere sicherheitswidrige Stellungen wachzurufen.

Die Veröffentlichung des Artikels hatte den Zweck, unsere Rangierer auf gefährliche Angewohnheiten aufmerksam zu machen und entsprang lediglich der Sorge um die Gesunderhaltung unserer Mitarbeiter.

Sie brauchen unsere Hilfe

Der nachstehende Brief, dessen Absender und Empfänger wir aus verständlichen Gründen nicht bekanntgeben, ist ein erschütterndes Dokument über die Dürftigkeit des Lebens im unfreien Teil Deutschlands. Er zeigt uns aber in beglückender Weise, wie die mitmenschliche Hilfe unter Deutschen auch über Mauern und Zonengrenzen hinweg Segen wirkt und dankbar aufgenommen wird. Es gibt viele Wege, um durch die helfende Tat zu beweisen, daß wir Deutsche als Volk zusammenbleiben und uns nicht trennen lassen wollen. Da ist das kleine oder das große Paket mit den für uns so selbstverständlichen Dingen, an denen es „drüben" aber mangelt. Da ist das menschliche briefliche Gespräch. Da ist die Hilfe über die Kirchen und die Verbände der freien Wohlfahrtspflege. Man kann es aber auch so machen, wie es die Arbeitskameraden in einer Abteilung der Hauptverwaltung gehalten haben, die die Zinsen der im Sparkasten der Stadtsparkasse angesammelten Beträge und einen weiteren im Laufe der Zeit aus Kleinstbeträgen freiwillig angesammelten Geldbetrag einem Waisenhaus in der Sowjetzone zur Verfügung gestellt bzw. für dieses Geld nützliche Dinge kauften und dem Waisenhaus geschickt haben. Es bedarf keiner Frage, daß nicht nur zu Weihnachten es dringend erforderlich ist, durch tatkräftige Hilfe die Verbundenheit mit den Brüdern und Schwestern jenseits der Zonengrenze zu bekunden, sondern daß die Menschen in der Sowjetzone jederzeit das Gefühl haben müssen, von den Westdeutschen nicht abgeschrieben worden zu sein. Und nun der Wortlaut des eingangs erwähnten Briefes:

Liebe Familie ...!

Endlich darf ich wieder daheim sein. Zwei Tage zu Haus, und schon erfreute mich Ihr liebes, kostbares Paket! Von Herzen möchte ich Ihnen für die so wertvollen Lebensmittel danken. Ihnen, meine liebe Frau ... danke ich ganz besonders innigst. Es ist alles mit so viel Liebe gepackt und zusammengestellt. All das spüre und fühle ich. Auch weiß ich von der Mühe, die Sie sich für uns machen. In treuer Fürbitte danke ich Ihnen täglich. Es vergeht wohl kein Tag, an dem nicht wenigstens eine Mahlzeit von Ihnen ist. Und dann die Tabletten!

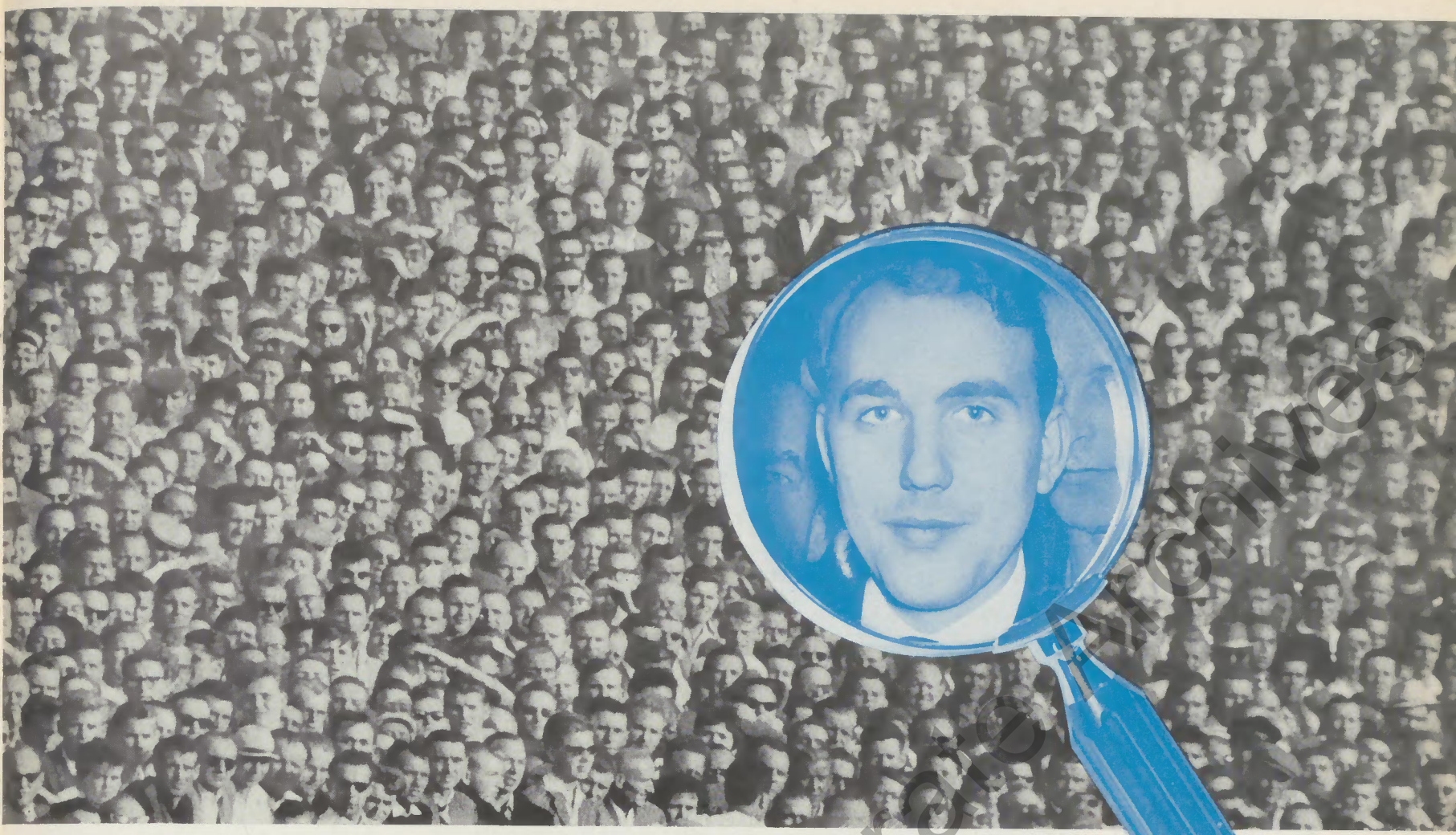
Im Krankenhaus, beim Auftreten eines starken Angina-pectoris-Anfalles, rief der Stationsarzt den Chefarzt der Inneren Station. Nach kurzer Untersuchung bekam ich zwei Spritzen. Mein Nachtschränkchen war offen, da erblickte der Chefarzt die Packung, er sah sie sich an und fragte, ob ich diese Tabletten regelmäßig nehme. Da sagte ich ja. — „Das wird ein teurer Spaß", sagte der Arzt. Ich erwiderte: „Ich habe liebe Menschen drüben." Da streichelte er mich und meinte: „So etwas ist nicht mit Gold zu bezahlen." Er erkannte mich wieder, vor einem Jahr habe ich bei ihm auf der Inneren gelegen. Sicher freuen Sie sich mit mir mit, meine liebe Frau... Am Sonnabend ging ich einkaufen.

Ich verlangte in meinem Geschäft 1 Pfd. Salz. Da mußte ich hören: „Haben wir schon 14 Tage nicht!" 2 Schachteln Streichhölzer könnte ich vielleicht nächste Woche bekommen. Anstatt 1 kg Zucker, das ich wünschte, bekam ich wenigstens 1 Pfd. Würfelzucker scheint auch Luxus zu sein. An Obst sieht man nichts. Im Seifengeschäft wollte ich eine Flasche Fit zum Aufwaschen. Gab es nicht. 1 Stück Kernseife — nur ein kleines Stück. Fewa gab es nicht. Nach Bohnenkaffee standen am Kaffeegeschäft ca. 50 bis 60 Menschen. Es war kurz vor 12 Uhr, auf einem kleinen Zettel stand: „Heute ab 12.30 Uhr für Berufstätige geöffnet!" Dann bekommt man 50 Gramm für 3 DM.

Seiten könnte ich noch schildern. So können Sie sich ein Bild machen, wie glücklich ich über Ihre Pakete bin.

Alles Gute wünsche ich der lieben Familie ... In aller Dankbarkeit grüßt Sie ...

thyssenkrupp Corporate Archives



NEUJAHRSANSPRACHE VON ERICH KÄSTNER

Unter die Lupe genommen: DER MENSCH IN DER MASSE

In den Wochen vor und nach der Jahreswende pflegt es Ansprachen zu schneien. Sie senken sich sanft, mild und wattig auf die rauhe Wirklichkeit, bis diese einer wärmstens empfohlenen, überzuckerten und ozonreichen Winterlandschaft gleicht. Doch mit dem Schnee, wie dicht er auch fällt, hat es seine eigene Bewandtnis — er schmilzt. Und die Wirklichkeit sieht nach der Schmelze, mitten im schönsten Matsch, noch schlimmer aus als vor dem großen Schneetreiben und Ansprachengestöber.

Was war, wird nicht besser, indem man's nachträglich lobt. Und das, was kommt, mit frommen Wünschen zu garnieren, ist Konditorei, nichts weiter. Es hat keinen Sinn, sich und einander die Taschen vollzulügen. Sie bleiben leer. Es hat keinen Zweck, die Bilanz zu frisieren. Wenn sie nicht stimmt, helfen keine Dauerwellen.

Rund heraus: das alte Jahr war keine ausgesprochene Postkartenschönheit, beileibe nicht. Und das neue? Wir wollen's abwarten. Wollen wir's abwarten? Nein. Wir wollen es nicht abwarten! Wir wollen nicht auf gut Glück und auf gut Wetter warten, nicht auf den Zufall und den Himmel harren, nicht auf die politische Konstellation und die historische Entwicklung hoffen, nicht auf die Weisheit der Regierungen, die Intelligenz der Parteivorstände und die Unfehlbarkeit aller übrigen Büros. Wenn Millionen Menschen nicht nur neben-, sondern miteinander leben wollen, kommt es aufs Verhalten der Millionen, kommt es auf jeden und jede an, nicht auf die Instanzen. Das klingt wie ein Gemeinplatz, und es ist einer. Wir müssen unser Teil Verantwortung für das, was geschieht, und für das, was unterbleibt, aus der öffentlichen Hand in die eigenen Hände zurücknehmen. Wohin es führt, wenn jeder glaubt, die Verantwortung trüge der sehr geehrte, wertgeschätzte Vordermann und Vorgesetzte, das haben wir erlebt. Soweit wir's erlebt haben...

Ich bin ein paar Jahre älter als ihr, und ihr werdet ein paar Jahre länger leben als ich. Das hat nicht viel auf sich. Aber glaubt mir trotzdem: wenn Unrecht geschieht, wenn Not herrscht, wenn Dummheit waltet, wenn Haß gesät wird, wenn Muckertum sich breitmacht, wenn Hilfe verweigert wird — stets ist jeder einzelne zur Abhilfe mit aufgerufen, nicht nur die jeweils „zuständige" Stelle.

Jeder ist mitverantwortlich für das, was geschieht, und für das, was unterbleibt. Und jeder von uns und euch — auch und gerade von euch — muß es spüren, wann die Mitverantwortung neben ihn tritt und schweigend wartet. Wartet, daß er handle, helfe, spreche, sich weigere oder empöre, je nachdem. Fühlt er es nicht, so muß er's fühlen lernen. Beim einzelnen liegt die große Entscheidung.

Aber wie kann man es lernen? Steht man nicht mit seinem Bündel Verantwortung wie in einem Wald bei Nacht? Ohne Licht und Weg, ohne Laterne, Uhr und Kompaß? Ich sagte schon, ich sei ein paar Jahre älter als ihr, und wenn ich bisher auch noch nicht, noch immer nicht gelernt habe, welche Partei, welche Staatsform, welche Kirche, welche Philosophie, welches Wirtschaftssystem und welche Weltanschauung „richtig" wären, so bin ich doch nie ohne Kompaß, Uhr und Taschenlampe in der Welt herumgestolpert. Und wenn ich mich auch nicht immer nach ihnen gerichtet habe, so war's gewiß nicht ihr, sondern mein Fehler.

Archimedes suchte, für die physikalische Welt, den einen festen Punkt, von dem aus er sich's zutraute, sie aus den Angeln zu heben. Die soziale, moralische und politische Welt, die Welt der Menschen nicht aus den Angeln, sondern in die rechten Angeln hineinzuheben, dafür gibt es in jedem von uns mehr als einen archimedischen Punkt. Vier dieser Punkte möchte ich aufzählen.

Punkt 1: Jeder Mensch höre auf sein Gewissen! Das ist möglich. Denn er besitzt eines. Diese Uhr kann man weder aus Versehen verlieren, noch mutwillig zertrampeln. Diese Uhr mag leiser oder lauter ticken — sie geht stets richtig. Nur wir gehen manchmal verkehrt.

Punkt 2: Jeder Mensch suche sich Vorbilder! Das ist möglich. Denn es existieren welche. Und es ist unwichtig, ob es sich dabei um einen großen toten Dichter, um Mahatma Gandhi oder um Onkel Fritz aus Braunschweig handelt, wenn es nur ein Mensch ist, der im gegebenen Augenblick ohne Wimperzucken das gesagt und getan hätte, wovor wir zögern. Das Vorbild ist ein Kompaß, der sich nicht irrt und uns Weg und Ziel weist.

Punkt 3: Jeder Mensch gedenke immer seiner Kindheit! Das ist möglich. Denn er hat ein Gedächtnis. Die Kindheit ist das stille, reine Licht, das aus der eigenen Vergangenheit tröstlich in die Gegenwart und Zukunft hinüberleuchtet. Sich der Kindheit wahrhaft erinnern, das heißt: plötzlich und ohne langes Überlegen wieder wissen, was echt und falsch, was gut und böse ist. Die meisten vergessen ihre Kindheit wie einen Schirm und lassen sie irgendwo in der Vergangenheit stehen. Und doch können nicht vierzig, nicht fünfzig spätere Jahre des Lernens und Erfahrens den seelischen Feingehalt des ersten Jahrzehnts aufwiegen. Die Kindheit ist unser Leuchtturm.

Punkt 4: Jeder Mensch erwerbe sich Humor! Das ist nicht unmöglich. Denn immer und überall ist es einigen gelungen. Der Humor rückt den Augenblick an die richtige Stelle. Er lehrt uns die wahre Größenordnung und die gültige Perspektive. Er macht die Erde zu einem kleinen Stern, die Weltgeschichte zu einem Atemzug und uns selber bescheiden. Das ist viel. Bevor man das Erb- und Erzübel, die Eitelkeit, nicht totgelacht hat, kann man nicht beginnen, das zu werden, was man ist: ein Mensch.

Vier Punkte habe ich aufgezählt, daß ihr von ihnen aus die Welt, die aus den Fugen ist, einrenken helft: Das Gewissen, das Vorbild, die Kindheit, den Humor. Vier Angelpunkte. Vier Programmpunkte, wenn man so will. Und damit habe ich unversehens selber eine der Ansprachen gehalten, über die ich mich eingangs lustig machte. Es läßt sich nicht mehr ändern, höchstens und konsequenterweise auf die Spitze treiben, indem ich, anderen geschätzten Vor- und Festrednern folgend, mit ein paar Versen schließe, mit einem selbst- und hausgemachten Neujahrsspruch:

Man soll das Jahr nicht mit Programmen
beladen wie ein krankes Pferd.
Wenn man es allzusehr beschwert,
bricht es zu guter Letzt zusammen.

Je üppiger die Pläne blühen,
um so verzwickter wird die Tat.
Man nimmt sich vor,
sich schrecklich zu bemühen,
und schließlich hat man den Salat.

Es nützt nicht viel, sich rotzuschämen.
Es nützt nichts, und es schadet bloß,
sich tausend Dinge vorzunehmen.
Laßt das Programm, und bessert euch
drauflos!



Das kleine Schneemädchen

Ein russisches Volksmärchen

„Es waren einmal ein alter Mann", erzählte der alte Peter, „ungefähr so alt wie ich —, und eine alte Frau, die lebten in einem kleinen Häuschen am Rande eines Waldes. Ihr Haus gehörte zu einem Dorf, und das war schon beinah eine kleine Stadt, dieses Dorf, denn es hatte immerhin acht Häuser, und darin wohnten — na — so dreißig bis vierzig Leute —, kurz und gut, jedenfalls genug, um sich nicht einsam zu fühlen. Und trotzdem waren der alte Mann und die alte Frau nicht glücklich. Ihr werdet fragen, warum denn nicht? Ja, also sie waren unglücklich, weil sei keinen kleinen Wanja und keine kleine Marussia hatten. Da könnt ihr mal sehen, es gibt Leute, die viel darum geben würden, wenn sie Kinder hätten.

„Gehörst du auch zu denen?" fragte Marussia.

„Frag nicht so neugierig, kleines Dummerchen", erwiderte Peter und fuhr fort: „Also die beiden waren nicht glücklich. In allen anderen Wohnungen waren Kinder — ja, und die Kinder spielten auf den Straßen, und man mußte hie und da zum Fenster hinausschauen und ihnen ‚gebt Obacht!' zurufen, wenn zufällig einmal ein Schlitten durchs Dorf fuhr. Aber in ihrer Behausung gab es kein kleines Kind, und die alte Frau brauchte nicht auf die Straße aufzupassen, denn sie hatte ja auf kein Kind achtzugeben. Trotzdem saßen die beiden unglücklichen Alten den ganzen Tag am Fenster und schauten hinaus und beobachteten die Kinder, die draußen spielten. Sie hatten Hunde und eine Katze und Hähne und Hühner, aber die waren kein Ersatz für Kinder. Die Hunde konnten allenfalls freundlich bellen und mit dem Schwanz wedeln, das bemerkten sie gar nicht; die Katze konnte sich zärtlich schnurrend an sie schmiegen, das fühlten sie gar nicht; und die Hähne und die Hühner, na ja, die waren für ihre Ernährung nützlich und angenehm, das gab Eier und manchen guten Braten, aber mehr bedeuteten sie nicht für sie. Drum guckten sie nach den Kindern der anderen.

Im Winter spielten die Kinder in ihren Schafsfellmänteln im Schnee. Sie machten Schneeballschlachten und kreischten und lachten vor Freude. Und dann bauten sie einen Schneemann, einen schönen, großen Schneemann, eine fürchterliche Hexe, eine richtige Baba Jaga — ihr wißt doch, die Hexe, die kleine Kinder frißt. Als der alte Mann hinter seinem Fenster das sah, hatte er einen Einfall und sagte zu seiner Frau: ‚Wenn wir nun in unserem Hof eine kleine Schneefigur machen und sie als kleines Mädchen herrichten, vielleicht kann man die lebendig machen, und dann haben wir doch auch eine kleine Tochter?'

‚Hm, man kann nie wissen', erwiderte die alte Frau. ‚Wir können es ja versuchen.' Sie gingen also in den Hof, und an einer Stelle, wo niemand sie sehen konnte, rollten sie Schnee zusammen und stellten eine niedliche kleine Schneejungfer auf. Mit aller Hingabe und Sorgfalt backten sie den kleinen Körper, kleine runde Ärmchen und Beinchen. Und der liebe Gott kam ihnen zu Hilfe, niemals hätten sie gedacht, daß sie ein so hübsches kleines Schneemädchen herrichten könnten. Noch ehe es dunkel wurde, war es fertig — ein süßes kleines Mädchen ganz aus Schnee mit zwei weißen Äuglein und einem Paar weißen, stummen Lippen.

‚So, mein Schätzchen', sagte der Alte, ‚jetzt mußt du mit uns sprechen!'

‚Komm, mein kleines Täubchen', sagte die Alte, ‚komm und lauf und spring umher wie die anderen!'

Und das kleine Schneemädchen tat es! Plötzlich — es war jetzt schon ganz dunkel — sahen sie, daß seine Augen funkelten und glänzten, leuchtend blau wie der Himmel an einem klaren Wintertag. Und seine Lippen röteten sich und öffneten und schlossen sich und lächelten, und man sah seine kleinen weißen Zähne. Und es hatte schwarze Haare, die flatterten im Winde. Es fing an zu tanzen, wie eine kleine weiße Elfe schwebte es über den Schnee, schüttelte seine langen schwarzen Haare und lachte, lachte, lachte — ein fröhliches, ansteckendes Lachen. Es hüpfte und drehte sich rechtsum und linksum, flog hierher und dorthin wie Schneeflocken im Wind, und dazu sang es mit strahlenden Augen. Und die beiden standen da und schauten und staunten und wußten sich nicht zu fassen vor Überraschung und Glück. Und ihr Schneetöchterchen sang:

In meinen Adern fließt Wasser statt Blut,
Väterchen, Mütterchen, o seid mir gut.

Bin zum Lachen und Singen und Tanzen erkoren,
jedoch nicht im Sommer, da bin ich verloren:

Ich bin ein Winterkind, ich bin ein Schneemädchen.
Väterchen, Mütterchen, liebt mich, so sehr ihr könnt,
sonst hat dies fröhliche Spiel leider bald ein End,
denn sonst verwandl' ich mich wieder in Flockenschnee
und kehre wieder zurück in die luft'ge Höh:
Ich bin ein Winterkind, ich bin ein Schneemädchen.

‚Herrgott im Himmel, ist es nicht wundervoll?' sagte der Alte. ‚Lauf, Mutter, und hol schnell eine Decke, die man ihr so lange umtun kann, bis du ihr richtige Kleider gemacht hast!'

Die Alte brachte eine Decke und hüllte ihr Schneetöchterchen darin ein. Der Alte hob es auf, und die Kleine schlang ihre kalten Arme zärtlich um seinen Nacken. ‚Ich brauch's nicht allzu warm zu haben', sagte sie.

Im Inneren des Hauses setzten sie sie auf eine Bank, so weit wie möglich vom Feuer entfernt, und die Alte schnitt und schneiderte ihr einen Mantel. Der Alte ging und kaufte beim Nachbarn ein Pelzkäppchen und kleine rote, pelzbesetzte Schuhe. Und dann zogen sie ihr kleines Schneetöchterchen an.

‚Zu warm, es ist zu warm hier drin für mich', sagte das kleine Schneemädchen. ‚Ich muß wieder hinaus in die Kälte.'

‚Aber es ist Nacht', sagte die Alte, ‚du mußt schlafen gehen.'

‚Nein', antwortete die Kleine, ‚ich muß hinaus; ich werde draußen im Hof die ganze Nacht spielen, und morgen früh werde ich mit den anderen Kindern auf der Straße spielen.'

Da half kein Zureden und kein Bitten.

‚Ich bin ein kleines Schneemädchen', antwortete sie auf alles, was die Alten ihr sagten, und sie lief hinaus auf den Hof in den Schnee. Und sie tanzte — und wie sie tanzte! — im Mondschein auf dem spiegelglatten Schnee. Die Alten konnten sich nicht satt sehen. Aber endlich fielen ihnen die Augen zu, und sie gingen zu Bett. Aber mehrmals im Laufe der Nacht stand der Alte auf, um sich zu vergewissern, daß sie noch da sei.

Und sie war da, tanzte im Mondschein mit ihrem Schatten und warf Schneebälle nach den Sternen.

Am frühen Morgen kam sie ins Haus, um mit den Alten zu frühstücken. Sie zeigte ihnen, wie eine Mahlzeit für sie hergerichtet werden mußte. Das war sehr einfach. Es genügte ein Stück Eis, das in einem Holznapf zerstampft und geschmolzen wurde. Nach dem Frühstück lief sie hinaus auf die Straße zu den anderen Kindern. Und die Alten saßen am Fenster und schauten ihr zu. Oh, wie waren sie stolz und glücklich, das kann ich euch versichern, daß sie ihre eigene kleine Tochter da draußen spielen sehen konnten. Noch nie hatten sie sich darum gekümmert, wenn ein Schlitten vorbeikam. Jetzt hofften und wünschten sie es, damit sie zu ihrer Tochter hinausrufen konnten, sie solle Obacht geben.

Und das Töchterchen spielte im Schnee mit den anderen Kindern. Und wie sie spielte, und welche Freude es ihr machte! Sie konnte schneller laufen als alle anderen. Ihre kleinen roten Schuhe schlugen förmlich Funken aus dem Boden, wenn sie lossauste. Und Schneeballwerfen konnte sie! Da kam ihr keiner gleich. Und wenn die Kinder dann eine Baba Jaga aus Schnee bauten, ihr könnt euch nicht denken, wie sie darüber lachen mußte, sie konnte sich ausschütten vor Lachen. Und ihr Lachen klang wie lauter Kristallglocken. Und sie half auch tüchtig beim Schneemann-Bauen, oder nein, beim Schneefrau-Bauen, nur lachte sie immerfort. Als die Schneehexe fertig war, warfen die Kinder mit Schneebällen nach ihr, bis sie in Stücke zerbrach. Und Schneetöchterchen hüpfte und lachte und warf mehr Schneebälle als alle anderen.

Und die Alten schauten zu und waren nicht wenig stolz.

‚Da schau, unsere Tochter', sagte die Alte.

‚Ja, unser kleines weißes Täubchen', sagte der Alte.

Zum Abendbrot aß sie wieder eine Schale gestampftes Eis, und dann lief sie schnell wieder hinaus, um im Hof ganz allein zu spielen.

‚Du wirst dich überanstrengen, Liebling', sagte der Vater.

‚Heute nacht mußt du im Haus bleiben und schlafen, mein Schätzchen', sagte die Mutter, ‚nach so einem anstrengenden Tage.'

Aber Schneetöchterchen schüttelte lachend den Kopf und sang: ‚Von morgens bis abends, bei Tag und bei Nacht muß ich tanzen und singen...'

Und so machte sie es den ganzen Winter lang, die kleine Schneetochter. Nachts war sie draußen im Hof und spielte bis zum frühen Morgen. Dann aß sie ihr gestampftes Eis, und danach tollte sie mit den anderen Kindern auf der Straße. Abends aß sie wieder eine Schüssel mit Eisstückchen, und hinaus ging's zum nächtlichen Spiel.

Sie war ein liebes, freundliches kleines Mädchen und tat alles, was die Alte von ihr wollte. Nur im Hause schlafen, das tat sie nicht. Alle Kinder im Dorfe liebten sie. Sie konnten sich gar nicht mehr vorstellen, wie sie früher ohne sie hatten spielen und fröhlich sein können; sie konnten gar nicht mehr ohne sie auskommen. Das dauerte bis zu der Zeit, in der der Schnee anfing zu schmelzen und die Straßen von Tauwasser schmutzig und schlammig wurden. Da liefen dann die Kinder, wenn die Sonne schien, in den Wald, und das kleine Schneemädchen mit ihnen. Es wäre ja auch gar nicht schön gewesen ohne es.

Nun, eines Tages hatten sie sich etwas weiter in den Wald hineingewagt, und als sie sich entschlossen, wieder heimzukehren, da schüttelte Schneetöchterchen den Kopf, hüpfte lachend davon und verschwand im Dickicht. Die Kinder trauten sich nicht, ihr zu folgen, denn es wurde schon dunkel. Sie warteten eine ganze Weile, aber dann faßten sie sich bei den Händen und gingen nach Hause zu ihren Eltern und Geschwistern.



threefenkupp Corporate Archives

Und das kleine Schneemädchen blieb allein im Walde zurück. Es suchte die anderen Kinder überall, aber es konnte sie nicht finden. Es kletterte auf einen Baum, um sie zu entdecken. Aber die Bäume standen so dicht, daß es auch von oben nichts sehen konnte. Und es rief:

‚Hallo! — Hallo! — Hört mich doch! — Lauft nicht fort!'

Aber keine Antwort kam, und weinend rief das Mädchen noch lauter:

‚Hallo! — Hallo! — Lauft nicht weg! — Holt mich doch! — Nehmt mich mit! — Ich weiß nicht, wohin? — ... ich ... Schneemääää-dchen!'

Aber nur ein alter brauner Bär hörte sie, und der kam — tapp, tapp, tapp, tapp — herbei.

‚Warum weinst du denn, kleines Schneemädchen?'

‚Ach, großer Bär, ich muß ja weinen', antwortete sie. ‚Ich habe mich verlaufen, und es wird schon dunkel, und all meine Freunde und Freundinnen sind weggegangen.'

‚Na, dann werde ich dich nach Hause bringen', sagte der alte braune Bär.

‚Ach, großer Bär', antwortete Schneetöchterchen, ‚ich habe Angst vor dir. Du wirst mich sicher auffressen. Ich möchte schon lieber mit jemand anderem nach Hause gehen.'

Da trottete der Bär davon — patsch, patsch —, wie er gekommen war.

Auch ein alter grauer Wolf hatte sie gehört und kam herbeigelaufen. Als er unten am Baum stand, fragte er:

‚Ja, was gibt es denn zu weinen, kleines Schneemädchen?'

‚Ach, grauer Wolf, ja, ich weine', antwortete die Kleine. Aber ich habe auch allen Grund: ich habe mich verlaufen, und jetzt wird es immer dunkler, und meine Spielgefährten sind fortgelaufen.'

‚Na, dann werde ich dich nach Hause bringen', sagte der alte graue Wolf.

‚Ach, grauer Wolf, ich fürchte mich vor dir', entgegnete Schneetöchterchen. ‚Ich denke mir, du wirst mich sicher auffressen. Es wäre mir schon lieber, wenn mich jemand anders nach Hause brächte.'

Da lief der Wolf wieder weg, wie er gekommen war.

Und nun kam ein alter roter Fuchs auf leisen Sohlen herangeschlichen, der hatte sie auch gehört. Der fragte von unten herauf:

‚Ja, kleines Schneemädchen, was gibt es denn zu weinen?'

‚Ach, Rotfuchs', entgegnete die Kleine, ‚wie sollte ich denn nicht weinen? Ich habe mich verlaufen, und die anderen Kinder sind ohne mich heimgegangen.'

‚Na, dann werde ich dich nach Hause bringen', sagte der alte rote Fuchs.

‚O Rotfuchs', erwiderte Schneetöchterchen, ‚vor dir habe ich keine Angst. Ich glaube nicht, daß du mich fressen willst. Wenn du so gut sein willst, und mich heimbringen, gehe ich gerne mit dir.'

Sie kletterte vom Baum herab, legte ihre Hand auf den Rücken des Fuchses, und sie liefen miteinander durch den Wald. Es dauerte gar nicht lange, da sahen sie die Lichter des Dorfes, und nach wenigen Minuten standen sie vor der Tür des Hauses, in dem der alte Mann und die alte Frau wohnten. Die waren schon ganz aufgeregt vor Angst und Sorge und jammerten jetzt:

‚O Gott, o Gott, was ist denn geschehen mit unserem kleinen Schneetöchterchen?' ‚Um Gottes willen, wo war denn unser kleines weißes Täubchen so lange?'

‚Ich bin ja hier', rief Schneetöchterchen. ‚Der liebe Fuchs hat mich nach Hause gebracht. Bitte, sperrt aber doch die Hunde ein.'

‚Wir sind dir sehr dankbar', sagte der Alte zum Fuchs.

‚Freut mich sehr, das zu hören', erwiderte der Fuchs, ‚denn ich habe großen Hunger.'

‚Hier', sagte die Alte, ‚da ist ein schönes Stück Brot für dich.'

‚Ach', sagte der Fuchs, ‚ein schönes fettes Huhn wäre mir lieber. Und — nach allem, was geschehen ist — eure kleine Schneetochter ist doch wohl ein Hühnchen wert.'

‚Ja gewiß, natürlich', sagte die Alte. Aber sie nahm ihren Mann beiseite und flüsterte ihm zu:

‚Wir haben doch unsere kleine Tochter jetzt wieder, nicht wahr?' ‚Ja, Gott sei Dank', antwortete der Mann.

‚Na ja, und jetzt, wo wir sie wiederhaben, ist es doch nicht mehr nötig, daß wir eins von unseren guten Hühnern opfern.'

‚Allerdings. Und...?' erwiderte der Mann und sah sie fragend an.

‚Paß mal auf, wie ich mir die Sache denke.' Und sie sagte ihm, was sie vorhatte. Daraufhin ging er und holte zwei Säcke. In den einen Sack taten sie ein schönes, feistes Huhn und in den anderen den wildesten ihrer Hunde. Die beiden Säcke trugen sie in den Hof und riefen den Fuchs. Der alte Rothaarige kam eilends heraus, das Wasser floß ihm zusammen im Munde vor Begierde.

Sie öffneten den einen Sack, und das Huhn flatterte hinaus. Der Fuchs wollte es gerade packen, da öffneten sie den anderen Sack. Der arme Fuchs hatte kaum den Hund erblickt, der mit funkelnden Augen auf ihn losstürzte, als er auch schon wie der Blitz über den Zaun entwischte und, ohne sich auch nur einmal umzuschauen, geradewegs zum Wald hin ausriß. Das Huhn hat er niemals gefressen.

‚Fein gemacht', sagte der Alte zu seiner Frau. ‚Unser Töchterchen war wieder da, da brauchten wir doch nicht noch ein Huhn dreinzugeben.'

Sie waren sehr zufrieden mit sich und ihrem gelungenen Streich. Da hörten sie im Hause das kleine Schneemädchen singen. Und dies sang sie:

Väterchen, ade,
Mütterchen, ich geh'.
Weiß, ihr liebt mich sehr,
aber noch viel mehr
liebtet ihr das Huhn,
das wahrhaftig nun
dem guten Fuchs gebührt',
der mich nach Haus geführt.

Schnell liefen sie ins Haus. Vor dem Herd war eine kleine Wasserlache, und in der Lache lagen ein Pelzkäppchen, ein kleiner Mantel und ein paar kleine rote Schuhchen. Aber die Alten glaubten, sie sähen ihr kleines Schneetöchterchen mit den leuchtenden Augen und ihren langen schwarzen Haaren in der Stube immer noch umhertanzen. ‚Geh nicht weg, geh nicht weg!' flehten sie, aber da sahen sie auch schon nichts mehr von ihr. Aber sie hörten sie singen:

Väterchen, ade,
Mütterchen, ich geh',
bin in luft'ger Höh
wieder Flockenschnee.
Weiß es jetzt: o Trug!
Liebt mich nicht genug!

Und beim letzten Ton öffnete sich die Tür wie von einem Windstoß, ein kalter Lufthauch strich durch die Stube, und das kleine Schneemädchen war weg."

„Sonst, wenn du sie uns erzählt hast, hatte die Geschichte aber immer ein anders Ende, Großväterchen", wunderte sich Marussia.

Der alte Peter streichelte ihr den Kopf und sagte: „Hm, ich weiß. Das kleine Schneemädchen sprang seinem Vater, König Frost, und seiner Mutter, der Schneekönigin, in die Arme, und die trugen sie hinauf zu den Sternen im hohen Norden. Und dort spielt sie den ganzen Sommer lang über dem Eismeer. Im Winter aber kommt sie nach Rußland zurück, und, wer weiß, vielleicht findet ihr einmal statt eines Schneemannes ein kleines Schneemädchen und könnt es behalten."

„Ach, das wäre herrlich", sagte Marussia. Wanja dachte ein Weilchen nach, und dann sagte er: „Du meinst, wenn ich es lieber haben würde als ein Hähnchen."



Kurt Arnold Findeisen

/ Von alten Krippenspielen

Etwas später als kirchliche Osterspiele hatten sich im Mittelalter aus Wechselgesängen der Geistlichen, welche in entsprechenden Kostümen aufgetreten waren, Weihnachtsspiele entwickelt, die sich bald auf die ganze eigentliche Festzeit verteilten. Am Weihnachtstag wurde die Anbetung der Hirten zur Darstellung gebracht, am 28. Dezember, dem Fest der unschuldigen Kindlein, der bethlehemitische Kindermord, am 6. Januar der Besuch der Weisen aus dem Morgenland. Im Lauf der Zeit rannen diese Einzelszenen zu einem mehr oder minder gehaltvollen Ganzen zusammen.

Das älteste, vollständig erhaltene deutsche Weihnachtsspiel ist das „Sankt Galler Spiel von der Kindheit Jesu", das aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammt. Im späteren Mittelalter ist ein hessisches Spiel vor vielen anderen beliebt gewesen. Im 16. Jahrhundert hielten es selbst zünftige Poeten, unter ihnen Hans Sachs, für angebracht, Krippen- oder Mettenspiele zu verfertigen.

Von denen, die gesammelt und zum Druck gebracht wurden, ragten solche aus Oberbayern, aus Oberösterreich und Tirol, aus Südwestdeutschland, aus Schlesien, aus dem Erzgebirge durch Gehalt und Eigenart irgendwie hervor, den meisten gab ein erdhafter, derbkomischer Einschlag ein besonderes Kolorit. Dieser Einschlag war aber leider auch die Ursache, daß diese Spiele mehr und mehr ins rein Weltliche, ja ins Pöbelhafte entarteten, so daß sie hier und da von den Behörden verboten werden mußten.

In Mitteldeutschland gab es zweierlei solcher Stücke: In dem einen war die Verkündigung der Christgeburt die Hauptsache, und die meisten Personen gehörten dem Stande der Engel oder Hirten an. In dem anderen handelte es sich vor allem um den Besuch der drei Könige. Die Stücke der ersten Art hießen Engelscharen, die der zweiten Königscharen. Dazu liefen auch oft noch täppische Ruprechte nebenher, ein großer und ein kleiner, manchmal auch mehrere von beiden Sorten. Ja, zuweilen war gar noch ein vollerwachsener Heiliger Christ mit auf dem Wege, obwohl Maria ja schon einen in Kindsgestalt ans Herz drückte.

Meist herrschte übrigens ziemlicher Mangel an einer anständigen Maria, und auch mit Engeln wollte es nie recht klappen; denn die Spieler wurden in der Hauptzahl von jungen Burschen gestellt. Eher waren schon Hirten und Kriegsknechte aufzutreiben. Vielbegehrt war der König Herodes, zumal seine Rolle meist einem rechten Flegel auf den Leib geschrieben war. Unter den drei Weisen war der Balthasar der bevorzugteste, denn das war der Mohr.

Während dieser nun sein Gesicht mit Kienruß bearbeitete, um seine Herkunft aus dem Mohrenlande darzutun, pappten sich andere becchtliche Haarfilze aus Karnickelfell ins Gesicht, damit Hirten und Kriegsknechte durchaus glaubhaft in Erscheinung zu treten vermöchten. Auch der Josef in Pelzmütze und Fausthandschuhen mußte ein rechter Knasterbart sein.

Und so zogen diese volkstümlichen Schauspieler denn los, vom ersten Advent bis Hohneujahr. Und zwar machten sie sich außer sonntags hauptsächlich in den Abendstunden auf die Beine, da sie doch den Tag über irgendein Handwerk trieben oder als Strumpfwirker, Berghäuer, Holzfäller, Ackerknechte ihrem kargen Verdienst nachgehen mußten. Eine Kinderwolke wimmelte ihnen voraus und kündigte sie an. Alsbald lief eine buntgewürfelte Zuschauerschaft zusammen, und zwischen Tür und Angel, in einer Scheunentenne, bei mildem Wetter wohl auch in Hof und Gasse, entwickelte sich das Spiel.

Krupp Corporate Archives

HOAG-Chronik

Werk Oberhausen

Geburten:

22. 9.:
Werner Schubert, Sohn Gereon
28. 9.:
Hans-Josef Haselier, Sohn Markus
8. 10.:
Fritz Brosda, Sohn Udo
9. 10.:
Johannes Rottmann, Tochter Claudia
12. 10.:
Hans Schulze, Sohn Wolfgang
13. 10.:
Walter Schicktanz, Sohn Thomas
14. 10.:
Alfred Gildenstern, Sohn Ralf; Johann Jacobs, Tochter Annette; Horst Kellner, Sohn Michael
16. 10.:
Hugo Krabb, Tochter Marion; Rudi Lehnert, Sohn Rudi
17. 10.:
Horst Baum, Sohn Michael; Georg Jungen, Tochter Petra
20. 10.:
Gerhard Rissel, Tochter Beatrix
21. 10.:
Ernst Handschuh, Sohn Klaus; Egon Lentzen, Sohn Michael; Francisco Alvarez Romero, Tochter Francisca
22. 10.:
Gustav Migge, Tochter Gabriele; Gerhard Schuster, Sohn Bernd
23. 10.:
Antonio Sanchez Reyes, Sohn Francisco
24. 10.:
José Munoz Guiterres, Sohn José; Josef Sandkötter, Sohn Thomas
25. 10.:
Rolf Ostrowski, Sohn Jörg, Erich Pfeifer, Sohn Hans-Jürgen; Johann Stiller, Sohn Detlef
26. 10.:
Heinrich Bohnes, Sohn André
27. 10.:
Walter Kaldenhoven, Tochter Claudia; Max Möller, Tochter Bärbel
28. 10.:
Wilhelm Hardt, Tochter Erika
29. 10.:
Bernhard Olbers, Tochter Claudia
30. 10.:
Bernhard Korioth, Sohn Thomas; Heinrich Uehmann, Tochter Heike; Wilhelm Wermter, Sohn Wilhelm
31. 10.:
Hans Brinkert, Sohn Peter
1. 11.:
Norbert Bassier, Tochter Roswitha; Heinrich Eidecker, Sohn Reiner; Manfred Kuchenbecker, Tochter Petra
4. 11.:
Erwin Inkmann, Sohn Frank; Johannes Vogt, Tochter Birgit und Sohn Frank
6. 11.:
Eduard Neumann, Sohn Klaus; Wilhelm Schmidt, Tochter Andrea
7. 11.:
Günter Dorroch, Sohn Ralf; Hermann Schöneis, Tochter Evelin
8. 11.:
Jakob Brand, Tochter Ute; Hans Kaczmarek, Tochter Sabine; Hans Lübbering, Tochter Birgit; Erich Mass, Tochter Margitta; Bruno Szopinski, Sohn Frank
9. 11.:
Werner Abraham, Tochter Marion; Josef Derksen, Tochter Barbara; Helmut Eltze, Sohn Ludger; Wolfgang Heilig Sohn Ralf
10. 11.:
Ernst Arnzen, Sohn Peter; Klaus Gau, Sohn Harald; Kurt Wange, Sohn Roger
11. 11.:
Johann Lotz, Sohn Udo
12. 11.:
Josef Bedex, Töchter Helga und Angelika; Paul Paterka, Tochter Ute
13. 11.:
Max Lege, Sohn Frank; Joachim Rudolph, Tochter Marion
14. 11.:
Heinrich Walter, Sohn Andreas; Erich Preuß, Sohn Hans-Peter
15. 11.:
Karlheinz Feldkamp, Tochter Sabine; Günter Meier, Sohn Roland; Paul Neumann, Tochter Marlis
17. 11.:
Alfred Faßbender, Sohn Thomas; Mitja Fiker, Sohn Dimitri; Heinrich Matthäus, Sohn Klaus
18. 11.:
Arno Kolodzij, Sohn Klaus; Kurt Lorenz, Sohn Andreas; Helmut Wegner, Sohn Frank
19. 11.:
Kurt Conrad, Sohn Wolfgang; Wilhelm Tenbusch, Tochter Andrea
20. 11.:
Peter Kary, Sohn Wolfgang; Heinrich Langele, Sohn Uwe
21. 11.:
Walter Beckmann, Sohn Jürgen; Dietrich Kressin, Tochter Karin; Friedhelm Schwenk, Tochter Heidi
22. 11.:
Johann Stahl, Tochter Angelika; Josef Winands, Tochter Petra
23. 11.:
Erwin Herschbach, Sohn Ulrich

Eheschließungen:

3. 10.:
Karl-Heinz Kolberg mit Irmgard Laaser
5. 10.:
Willi Birg mit Edith Rasch
6. 10.:
Rolf Disselmeyer mit Hedwig Schepiel
10. 10.:
Irmgard Brotz mit Bernhard Lattenkamp
12. 10.:
Siegward Abratzky mit Erika Diesterhöft; Manfred Dreher mit Renate Ueberbach
13. 10.:
Herm.-Josef Bremer mit Helga Truszynski; Klaus Döbel mit Irmgard Schermuly; Werner Raabe mit Edelgard Bruske
19. 10.:
Günter Hahn mit Adelheid Sabellek; Josef Horstkamp mit Hildegard Böhner
20. 10.:
Heinz Goch mit Johanna Goch; Helmut Peters mit Christel Hollaus; Winfried Vogt mit Anneliese Kalitschke
27. 10.:
Dieter Großmann mit Barbara Schröter; Ernst Härtel mit Elisabeth Fritzschel; Siegfried Kowalski mit Else Krengielczak; Rudolf Woytalewitz mit Waltraud Ringel
31. 10.:
Hans Windhäuser mit Ursula Möllersmann
3. 11.:
Gerhard Peetz mit Dagmar Grünewald; Walter Radeke mit Helga Schneider
10. 11.:
Engelbert Antoni mit Ilse Jacobs; Friedhelm Antoni mit Barbara Mehlich; Alfred Brommont mit Karin Mikolajczak; Manfred Drissen mit Bärbel Ahrens; Winfried Herbrüggen mit Ursula Wienkötter; H.-Hermann Hoyer mit Herta Frühwald; Gottfried Raffael mit Charlotte Sbrzesny
11. 11.:
Manfred Kunkel mit Gerda Maas
16. 11.:
Heinz-G. Jato mit Waltraud Hartmann
17. 11.:
Hermann Effertz mit Irene Axt; Horst Kleine mit Karin Vogt
23. 11.:
Siegfried Schiek mit Gerda Rudzok

Werk Gelsenkirchen:

Geburten:

1. 10.:
Heinrich Eichholz, Tochter Ingrid; Reinhold Schön, Sohn Karl-Heinz
4. 10.:
Leo Biernath, Sohn Thomas
7. 10.:
Anton Kowalski, Sohn Holger
8. 10.:
Gerhard Schrader, Sohn Torsten
18. 10.:
Peter Koberstein, Sohn Ingo
22. 10.:
Stefan Wojciszewski, Sohn Frank
28. 10.:
Heinrich Wessels, Tochter Petra
9. 11.:
Hans Frank, Tochter Andrea
11. 11.:
Egon Ludwiczak, Sohn Detlev
15. 11.:
Maria Paragnik, Tochter Sigrid
20. 10.:
Walter Esch, Sohn Ulrich; Hermann Gertzen, Tochter Ute
23. 11.:
Alfred Konietzka, Sohn Alfred
26. 11.:
Reinhold Schmitz, Sohn Michael
28. 11.:
Ernst Heim, Tochter Andrea
2. 12.:
Ferdinand Fischer, Sohn Michael

Eheschließungen:

22. 9.:
Manfred Fahl mit Helga Arens
5. 10.:
Helga Bartnik mit Horst Wisdorf
6. 10.:
Erich Fidorra mit Waltraud Scheyka; Bruno Lipski mit Maria Makowiecki
20. 10.:
Gerhard Dzeja mit Eingrid Bronzel; Heinz Porbatzki mit Christa Hohmann
30. 10.:
Johannes Manstedt mit Lydia Marcy
1. 12.:
Heinz Schmitz mit Margarete Miraszewski

Jubilare in den Monaten November und Dezember

50jähriges Dienstjubiläum:

Dominikus Tomec, Versuchsanstalt
Johann Weber, Abteilung Verkehr

40jähriges Dienstjubiläum:

Walter Adomeit, Maschinenbetrieb
Josef Augustin, Block- und Profilwalzwerke
Richard Beitz, Blechwalzwerke
Gerhard Bossmann, Maschinenbetrieb
Heinrich Dietrich, Versandbüro Block- und Profilwalzwerke
Wilhelm Freitag, Abteilung Verkehr
Bruno Herder, Werk Gelsenkirchen
Anton Hickmann, Sozialbetriebe
Heinrich Hülsmann, Maschinenbetrieb
Gerhard Jansen, Lohnabrechnung
Oskar Langmann, Blechwalzwerke
Heinrich Lawrenz, Block- und Profilwalzwerke
Wilhelm Lindner, Siemens-Martin-Stahlwerk
Johann Masuch, Maschinenbetrieb
Emil Mokry, Maschinenbetrieb
Johann Müller, Abteilung Verkehr
Josef Münch, Verkaufsabrechnung
Leo Rapel, Hochöfen
Bruno Rauhut, Thomas-Stahlwerk
Albert Sicking, Abteilung Verkehr
Ferdinand Söffken, Wärmeabteilung
Dominikus Thöne, Geschäftsbuchhaltung
Gerhard Thyssen, Maschinenbetrieb
Max Wiese, Siemens-Martin-Stahlwerk
Paul Müller, Maschinenbetrieb
Paul Ziedorn, Block- und Profilwalzwerke
Josef Ziemes, Zementwerk

25jähriges Dienstjubiläum:

Anton Albrecht, Siemens-Martin-Stahlwerk
Werner Burmeister, Stahlwerksnebenbetriebe
Viktor Drowe, Blechwalzwerke
Willi Ewert, Betriebsabrechnung
Ernst Fritz, Baubetrieb Hochöfen
Josef Gruber, Maschinenbetrieb
Peter Hauck, Abteilung Verkehr
Kurt Hertes, Werk Gelsenkirchen
Erich Horn, Einkauf/Material
Alfred Jäger, Kaufmännischer Wiegedienst
Friedrich Kirsch, Rechnungsprüfung
Friedrich Merg, Blechwalzwerke
Wilhelm Spitz, Maschinenbetrieb
Wilhelm Wandel, Abteilung Verkehr

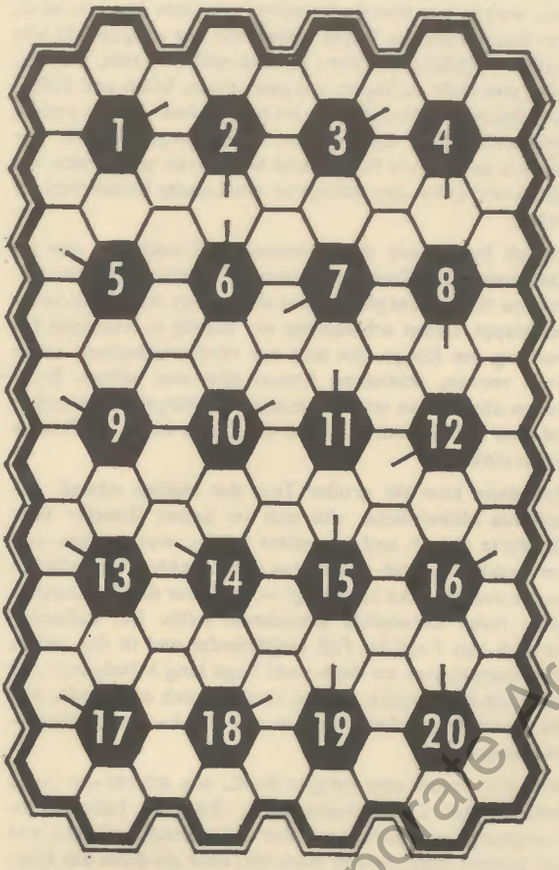
Sie gingen von uns

23. 9.:
Klemens Wiese, Pensionär
25. 9.:
Hans Pogoda, Pensionär
30. 9.:
Fritz Keller, Pensionär
3. 10.:
Alfons Rehmet, Blechwalzwerke
8. 10.:
Franz Gerhards, Pensionär; Johann Gorzelanczyk, Pensionär; Wilhelm Krämer, Blechwalzwerke
10. 10.:
Wilhelm Weiand, Pensionär
11. 10.:
Wilhelm Versteegen, Pensionär
13. 10.:
Heinrich Kleinekathöfer, Pensionär
14. 10.:
Hermann Schauland, Siemens-Martin-Stahlwerk
Kurt Schrinner, Erzbrech- und Siebanlage
16. 10.:
Johannes Berndsen, Werkschutz; Karl Grube, Pensionär
17. 10.:
Wilhelm Keim, Pensionär; Gerhard Paaßen, Pensionär; Franz Rödel, Pensionär
19. 10.:
Hermann Wendt, Pensionär
20. 10.:
Jakob Eichas, Wärmeabteilung
24. 10.:
Eduard Abromeit, Pensionär
25. 10.:
Gerhard van der Kolk, Abteilung Verkehr; Heinrich Tepper, Pensionär
27. 10.:
Friedrich Brinkmann, Abteilung Verkehr; Franz Hammacher, Pensionär; Oswald Wrzal, Baubetriebe
30. 10.:
Karl Biesemann, Pensionär
31. 10.:
Ernst Stubbe, Block- und Profilwalzwerke
1. 11.:
Wilhelm Katernberg, Maschinenbetrieb
2. 11.:
Peter Effertz, Pensionär
3. 11.:
Anton Migge, Pensionär; Adam Bielawny, Zementwerk
12. 11.:
Heinrich Bögel, Pensionär; Peter Jansen, Pensionär
13. 11.:
Karl Strüken, Pensionär
14. 11.:
August Wieshoff, Pensionär
15. 11.:
Johann Jakob, Pensionär
20. 11.:
Josef Jahn, Pensionär
25. 11.:
Adolf Steffen, Pensionär
28. 11.:
Johann Büssemeyer, Pensionär
29. 11.:
Heinrich Sünderkampf, Abteilung Verkehr

thyssenkrupp Corporate Archives

Köpfchen, Köpfchen

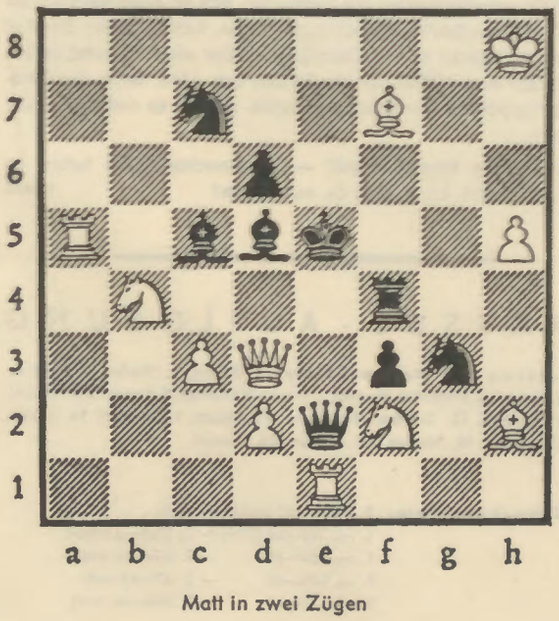
WÖRTER IM WABENFELD



Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Pfeil und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld. Sie bedeuten: 1 Dichtkunst, 2 Bierwürze, 3 deutscher Opernkomponist, 4 Inselgruppe im Stillen Ozean, 5 Sternschnuppe, 6 Dramenheld bei Shakespeare, 7 Zauberer, 8 kleines Gewässer, 9 Gewebe, 10 Stadt in Italien, 11 Knorpelfisch, 12 nordamerikanischer Rinderhirt, 13 Verwandter, 14 angeborene Begabung, 15 Gefäßgriff, 16 Stadt in Australien, 17 plattdeutscher Erzähler des vor. Jahrh., 18 Planet, 19 Schiffsgeschwindigkeitsmaß, 20 Gestalt der Französischen Revolution.

SCHACH-PROBLEM

Gestellt von Gerhard Lindemann, Walzwerk-Zurichterei



Matt in zwei Zügen

thyssenkrupp Corporate Archives

Auf Ofenlänge

Es ist eine altbekannte Geschichte, die sich alle Jahre wiederholt und die hier trotzdem noch einmal verbraten werden soll, selbst auf die Gefahr hin, daß sie höchstwahrscheinlich an der Menschen Undankbarkeit gegenüber den Dingen, welche uns Freude bereiten, kein Jota bessern wird. Vor kaum vierzehn Tagen haben wir uns aufgemacht wie verliebte Mädchenhändler: Schlank sollte sie sein, nicht zu füllig und nicht zu hager, gut gewachsen, frisch und duftig, und eine schöne Krone sollte sie auch haben — — — unsere Weihnachtsfichte. Bei solchen Vorstellungen fühlten wir uns wie auf Freiers Füßen, und wir waren wählerisch, als hätten wir unter den Schönsten des Landes Brautschau zu halten.

Endlich hatten wir sie gefunden, und nachdem wir sie Zentimeter für Zentimeter bezahlt hatten (wie Urwaldstämme ihre Bräute pfundweise einkaufen), wurde sie heimgeschleppt. Dabei erbibberten wir bereits in freudiger Erwartung der Dinge, die sich am Weihnachtsabend unter ihren ranken, schlanken Armen abspielen sollten. Einstweilen aber ließen wir sie bis zum Fest tiefgekühlt draußen auf dem Balkon stehen, damit die Dame von ihrer Frische nichts einbüßte.

Und dann kam ihr großer Tag, der Heilige Abend. Altgediente Möbelstücke, die sich im besten Zimmer feste Standorte seit eh und je erdient hatten, wurden hin- und her geschubst, und selbst das sakrosankte Fernsehgerät wurde aus der Ecke verdrängt —, weil hier die Weihnachtsfichte ihren Ehrenplatz einnehmen sollte. Mit äußerster Sorgfalt von Kopf bis Fuß eingekleidet und in das rechte Licht gesetzt, war sie dann zwei Tage lang Mittelpunkt und der Stolz der Familie, und es verstand sich am Rande, daß die unsere tausendmal schöner war als die von Müllers — und umgekehrt.

Wißt Ihr's noch vom vorigen Jahr', wie schnell die Liebe dahinwelkte? Die Tannennadeln, die man beim Weihnachtsessen verstohlen aus der Hühnersuppe fischte und still beiseite legte, gingen noch hin; aber als dann der Neujahrsbraten mit trockenen Tannennadeln nahezu gespickt war und als der Morgenkaffee sich allmählich in ein Fichtennadelbad zu verwandeln begann, da war denn doch der Ofen aus. Erheblich kritischer als noch eine Woche vorher besah man sich seinen Weihnachtsbaum und siehe da, man entdeckte, daß nicht nur Rosen, Tulpen und Nelken, sondern auch Weihnachtsbäume welken.

In diesem Zustand beginnen Weihnachtsbäume ein häusliches Ärgernis zu werden, spätestens aber dann, wenn reinlichkeitsbesessenen Hausfrauen in ihrem dunklen Drange bei der Stillung ihrer Putzwut der Christbaum im Wege steht. Da geht dann das Geschubse wieder los. Und darauf reagieren alternde und Staub ansetzende Weihnachtsbäume zumeist sauer. Ohne dazu besonders animiert worden zu sein, entledigen Sie sich ihres Nadelkleides.

Da selbst dem Hausherrn solcherart Striptease nicht gefällt, verschleppt er das Gewächs, das er noch kürzlich so stolz heimführte, meuchlings in den Keller, wetzt die Axt und zerhackt es auf Ofenlänge. Oder aber er setzt es bei Nacht und Nebel auf die Straße aus. Und wenn die Ordnungspolizei den Übeltäter sucht, will er es nicht gewesen sein.

Sic gloria transit mundi — Weihnachtsbäume haben es nicht leicht, kann man da nur sagen! KHM

RÄTSEL-AUFLÖSUNG

Lösung des Wabenrätsels: 1. Poesie, 2. Hopfen, 3. Wagner, 4. Hawaii, 5. Meteor, 6. Hamlet, 7. Magier 8. Weiher, 9. Koeper, 10. Neapel, 11. Rochen, 12. Cowboy, 13. Vetter, 14. Talent, 15. Henkel, 16. Sidney, 17. Reuter, 18. Neptun, 19. Knoten, 20. Danton.

Schachproblem; 1. Dd3—g6! droht Sd3 matt.

1. —, Tf4—e4 (Td4) — 2. Dg6—g5 matt
1. —, Sg3—e4 — 2. Sf2—g4 matt
1. —, Ld5—e4 — 2. d2—d4 matt
1. —, Lc5—e3 — 2. Sb4—c6 matt

thyssenkrupp Corporate Archives

Armer Weihnachtsmann . . .

. . . meint unser Zeichner Kurt Cerny



Er denkt an alles.



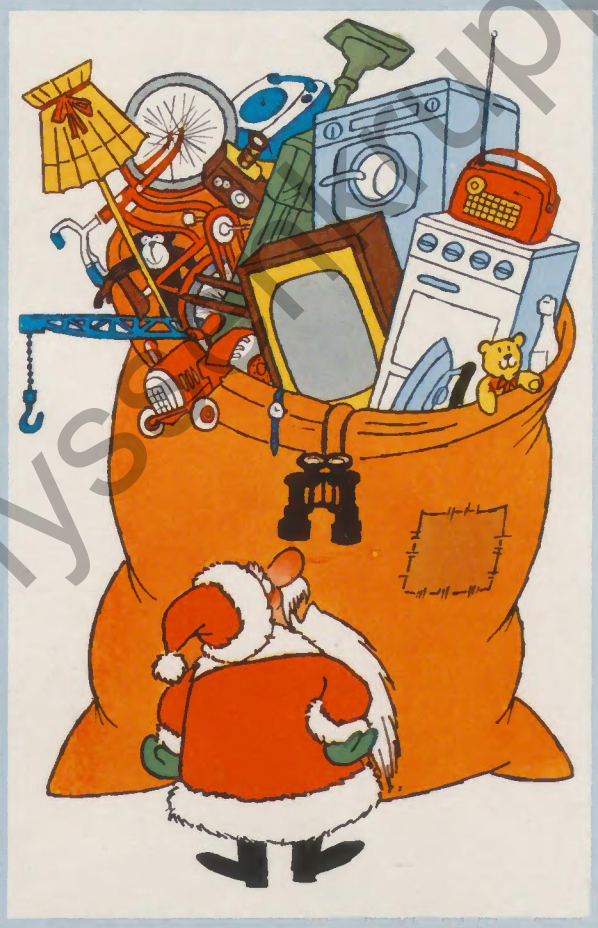
Man lernt nie aus!



„Tut mir leid, aber das Werksgelände darf niemand ohne Schutzhelm betreten."



„Pst, man kann heutzutage mit Geschenken nicht vorsichtig genug sein!"



„Jedes Jahr mehr Schlepperei: Ich werde Schwerstarbeiterzulage beantragen."



„Eingang für Lieferanten bitte nächste Tür."

thyssenkrupp Corporate Archives



ThyssenKrupp Corporate Archives